Siebenter Abschnitt.

Inhalt.

Vom Schlafe. Wohlthat desselben. Seine Verschiedenheit nach den Alters-Perioden. Vergleichung des Schlafes mit der Ernährung. Pflanzen- und Thierschlaf. Das Einschlafen. Schlaferregende Mittel. Störung des Schlafs. Schlafsucht. Bertin. Carl VI. Hammer und andere. Einfluß der Sittlichkeit auf den Schlaf. Zustand des Träumens. Pope's Traum. Entstehung der Träume. Kunst, sie zu erregen. Seltnes und häufiges Träumen, Ursachen von Außen. Divination im Traume. Traumerfüllung. Nutzen der Träume, auch ohne sie als Wirkungen einer besondern Vorsehung anzusehen. Wunderbare Träume der Fürstin Ragozky u. a. Über Schlafwandler. Merkwürdige Beyspiele. Magnetische Somnambulisten und Clairvoyanten. — Noch einige besondere Zustände des menschlichen Körpers. Lachen. Weinen. Schluchzen. Seufzen. Über Thränen. Blutige Thränen. Gähnen. Erröthen. Keuchen. Husten. Niesen. Über die Wünsche beym Niesen.

Ein großes, wichtiges Erhaltungsmittel des menschlichen Körpers haben wir im vorigen Abschnitte kennen gelernet. Ein nicht weniger wichtiges ist uns noch übrig, und wir haben keine

Ursache zu zweifeln, daß unsere uns bisher mit Nachsicht und Güte begleitenden Leser auch darüber, so wie noch über einige andre Erscheinungen im menschlichen Körper, so lange die Maschine in Thätigkeit ist, die Bemerkungen sorgfältiger Beobachter nicht mit Vergnügen hören werden. Auch der Schlaf, dieser stille, treue Freund des Menschen und aller Geschöpfe, der seinen Balsam über die ganze müde Natur ausgießt, und Millionen die Wonne, gleichsam neugeboren zu seyn, täglich fühlen läßt; auch der Schlaf gibt uns Veranlassung, die tiefe Weisheit des Urhebers der Natur in allem, was unsre Erhaltung betrifft, mit freudigem Danke zu bewundern. Wie die Nahrung das, was an Substanz verloren geht, ersetzt, so soll der Schlaf nach der Ermüdung, die eine Folge der Thätigkeit ist, Erhohlung und Stärkung gewähren; die durch Anstrengung verlornen Lebensgeister sollen wieder neu bereitet und ersetzt werden: und darum mußte Ruhe und Stillstand in mehrern Werkzeugen und Organen Statt finden, die den Tag über in Thätigkeit waren; es mußte für eine Weile die Verbindung, in der der Mensch mit den Dingen außer sich steht, aufgehoben werden. Aufhören mußte eine Zeit lang seine

oft mühevolle Arbeit; die Widerwärtigkeit, der Kummer mußte wie durch einen Zauber vergessen, die Werkstätte der Empfindung gleichsam geschlossen werden. Darum gab der gütige Schöpfer seinen Geschöpfen wohlthätigen, stärkenden Schlummer, der sie ungerufen besucht, und sich mit unwiderstehlicher Gewalt ihres ganzen Wesens bemächtiget. Konnte die zärtlichste Mutter, um von ihrem Lieblinge alles, was seine Ruhe stören könnte, zu entfernen, mehr thun, als die mütterliche Natur für uns in Absicht des Schlafes thut? Sie zieht einen Vorhang vor unsre Augen, daß das Licht uns nicht beschwerlich sey, verschließt unser Ohr für das Geräusch von Außen, es müßte dann das Lärmrufen von annähernder Gefahr ertönen, fesselt den reitzbarsten, am allgemeinsten verbreiteten Sinn, das Gefühl, so daß es den leichten Eindruck von Außen nicht empfindet, ja sie zerstreut sogar dunkle, sorgenvolle Vorstellungen, führt oft mit der Zauberlaterne der Einbildungskraft die lieblichsten Bilder, die süßesten Täuschungen herbey, und läßt alles, alles vergessen, was im wachenden Zustande die Seele niederbeugt. Wie die Ernährung durch Speise und Trank nach den Perioden des menschlichen Lebensalters verschieden ist,

eben so verhält es sich mit dem Erhohlungsschlafe. Das Kind schläft oft und viel. Denn die innere Thätigkeit der Kräfte des sich entwickelnden Körpers bedarf des Erhohlungsschlummers mehr, als jedes andre Lebensalter. Fast zwanzig Stunden des Tages widmet die Natur bey dem neugebornen Kinde dem Schlafe. Die Dauer desselben nimmt aber verhältnißmäßig mit der Entwicklung des Körpers ab. Merklich weniger schläft der heranreifende Jüngling, aber doch mehr als das männliche Alter, das sich mit 7—8 Stunden Schlafs vollkommen begnügen kann. Am allerwenigsten schläft der Greis, weil er weniger Kraft verzehrt, also auch weniger Ersatz bedarf, so wie der Ermüdete den Schlaf nöthiger hat, als der, der keine Anstrengung hatte. Dieses enge Band, zwischen Erhohlung durch den Schlaf und Ernährung durch Nahrungsmittel, wird uns noch einleuchtender, wenn wir nicht vergessen, wie offenbar der Schlaf die Ernährung unterstütze, wie da die wichtige Scheidung in unserm Innern ungehindert vor sich gehe, die wässerigen Theile reichlicher wegdünsten, die nahrhaften, ergänzenden aber sich anlegen. Daher vieles und langes Schlafen das Fett vermehrt, so wie es auch der Erfah-

rung gemäß ist, daß vieles Essen länger wach erhält, und viel Schlaf weniger Speisen nöthig macht, und die Enthaltsamkeit begünstiget. Wie das Übermaß von Speisen Unbequemlichkeit herbey führt, so auch das Übermaß des Schlafes. Wohlthätig hat die Natur selbst gewisse Gränzen gezogen; überschreitet man diese, so fangen jenseits derselben ihre herrlichsten Geschenke, nachtheilig zu werden an. So herrlich das Gefühl des gesunden Erwachenden nach dem Erhohlungsschlafe, dessen er bedurfte, so gestärkt, so gleichsam neu auflebend er sich fühlt, so stumpf, träge und schwerfällig ist er nach einem Schlafe, in dem er über die Zeit versunken blieb, und dessen er nicht zur Erhohlung bedurfte. Keine wahre Erhohlung gewährt auch der Schlaf, in den nicht Ermüdung, sondern Faulheit und lange Weile einwiegt; in seinem Gefolge ist nicht Kraft, wohl aber Schwäche, Dummheit und Unfähigkeit. Die Wiederkehr des Lichts der Sonne, die fast der ganzen Thierwelt das Zeichen zum Erwachen gibt, und deren Ankunft von tausend frohen Stimmen der Bewohner der Lüfte gefeyert wird, das allmählich sich regende Geräusch und die Bewegungen, die auf die vorher gehende Stille und Ruhe sich einfinden,

und der wirklich vollendete Ersatz der verlornen Kräfte wecken den Schlummernden auf; die Glieder dehnen sich aus, die Augenlieder öffnen sich, und nun sind alle seine Verhältnisse, in denen er mit den Dingen außer ihm steht, und die kurz vorher noch aufgehoben waren, wieder hergestellt. Die Sinnen übernehmen ihre Geschäfte, die Täuschungen der Einbildungskraft sind geendet, Vernunft und Überlegung ergreifen wieder das Ruder und der Mensch scheint ein neues Daseyn zu haben. Plötzliches Erwachen geschieht gewisser Maßen convulsivisch, und kann einen vorübergehenden Wahnsinn erregen.

Nicht ohne die höchste Verehrung kann man an den Urheber der Natur gedenken, der durch den Schlaf dem reißenden Strome der Consumtion der Lebenskraft einen Stillstand geboth. Erregt ja diese eine Art von allgemeinem Fieber, das sich bey allen Menschen alle Abende einstellt, und durch einen schnellern Puls verräth. Der Schlaf, dieser mehr leidende als thätige Zustand, ersetzt das Verlorne, stellt die Ordnung wieder her, regulirt den Pendul in der Lebensuhr. Wie widersinnig handeln demnach nicht die, die sich, um Zeit zu gewinnen, vom Schlafe gewaltsam abbrechen. Sie zerstören

ihr Leben früher, erschöpfen ihre Lebenskraft, und gewinnen also nichts. Fast alle Thiere sind dem Schlafe unterworfen, und selbst bey den Pflanzen findet er Statt. Der Winter ist die Ruhezeit der letztern, und die ehrwürdigen Greise unter den Eichen und Linden, und der berühmte Kastanienbaum der hundert Pferde, in Sicilien, würden ohne diesen Schlummer ihr Leben nicht so hoch gebracht haben. Ja manche Pflanzen haben ihren täglichen Schlaf. Sie senken ihr Haupt, schließen ihre Blätter, und scheinen wirklich zu ruhen. Dieß geschieht bey einigen zur fest bestimmten Zeit, daher Linné eine Pflanzenuhr hatte. Wenn der Mensch schläfrig wird, so fangen die Sinnen an, ihm ihren Dienst zu versagen. Die Ideen fließen gleichsam zusammen, die Muskeln lassen nach, die Augenlieder fallen unwillkührlich zu, alle willkührliche Bewegung hört auf. Aber die Bewegung in seinem Innern, die nicht von seiner Willkühr abhängt, wozu sein Bewußtseyn nicht gehört, weil der warme Blutreitz und das Eindringen des Bluts in die Lunge sie befördert, geht rastloß ihrem Gang fort; das Herz, die Lunge, der Kreislauf, die wurmförmige Bewegung des Magens und der Gedärme thut ununterbro-

chen ihre Pflicht, die Saugadern führen zu und ab; nur geht alles langsamer und ruhiger von Statten.

Daß der Urheber der Natur in der periodischen Abwechslung von Nacht und Tag dem Menschen selbst ein Zeichen gegeben habe, wenn er arbeiten und wenn er ruhen soll, läßt sich zwar nicht ohne alle Einschränkung annehmen, aber doch ist viel Wahres in dieser Behauptung. Traurig sind oft die Folgen bey denen, die aus Nacht Tag zu machen gewohnt sind, und gewisse körperliche Beschwerden, unter denen viele aus den höhern Ständen seufzen, und die mit Verdruß den kraftvollen, derben, heitern Landmann, Trotz aller seiner Anstrengung, ansehen, möchten sich daher erklären lassen. Nicht ungestraft kann der Mensch die Ordnung in der Natur umkehren, und nach dem jetzigen großen Tone, um 7 Uhr Abends die Mittagstafel, um 2 Uhr Nachts die Abendmahlzeit halten, und mit dem Aufgange der Sonne zur Ruhe gehen. Auch ist es gewiß nicht einerley, ob man sieben Stunden am Tage, oder eben so viele in der Nacht schläft. Denn das leichte Abendfieber, das jeder Mensch gegen Abend bekommt, ist eine wohlthätige Crisis zur Absonderung und Reinigung der

Natur, die der Lucubrirende stört. Je natürlicher sich der Schlaf zur rechten Zeit meldet, und sich endigt, um desto gewisser darf man auf einen guten Zustand der Gesundheit schließen, und nicht ohne Grund hält man in Krankheiten die Wiederkehr eines ordentlichen Erhohlungsschlafes für einen tröstenden Vorbothen der Genesung. Ihn begünstigen Ruhe, Stille, zuweilen eine sanfte Musik. Große Hitze und Kälte, übermäßiges Trinken und überhaupt fast alles, was den Zufluß des Bluts zum Gehirn verhindert, oder auch den Rückfluß von demselben verzögert; Vollblütigkeit, Fettigkeit, Verletzung des Gehirns u. d. m. können den Schlaf befördern; nur ists nicht immer Erhohlungsschlaf. Künstliche, Schlaf erregende Mittel, besonders in ziemlicher Quantität genommener Mohnsaft, auch Belladona sind im Grunde eben so verderblich, als künstliche Reitzmittel des Appetits. Ihre Wirkung ist nur scheinbar wohlthätig. Sie erhohlen und stärken nicht, können sehr verderbliche Folgen haben, und nur im Nothfalle wird man zu ihnen seine Zuflucht nehmen. Freylich gewöhnt sich unsere geschmeidige Natur an alles, und mancher lernte eine Dosis Opium ertragen, die einen andern unausbleiblich tödten würde.

Höchst marternd ist das Gefühl, sich den Schlaf abbrechen zu müssen, und selbst zur Wuth und Verzweiflung kann es führen. In Erfindung neuer Qualen sinnreiche Tyrannen und ihre unmenschlichen Helfer haben auch diese erdacht, ihre unglücklichen Schlachtopfer unaufhörlich durch Nadelstiche und andere Plagen wach zu erhalten, wenn der Schlaf sie überwältigen wollte. Warme, reitzende Flüssigkeiten, schmerzhafte Nerven- und Gehirnreitze, Leidenschaften, Sorgen, unregelmäßige Bewegung des Bluts u. d. m. verscheuchen den Schlaf. Man kann als Regel annehmen, daß alles, was die Bewegung der Nerven-Geister unterdrückt und verzögert, das befördert; was sie aber reitzt und beschleunigt, das hindert den Schlaf. Offenbar scheint er also derjenige Zustand des Gehirnmarks zu seyn, wo der Einfluß der Nerven-Geister in die Nerven weder so stark, noch so lebhaft ist, als zu der freyen und thätigen Wirkung der Werkzeuge der Sinne und zu willkührlicher Bewegung nothwendig ist. Diese Nerven-Geister von außen gewaltsam reitzen, sie in Thätigkeit erhalten, wenn die Natur Ruhe fordert, heißt den Schlaf brechen. Aber eben daraus erhellet, daß wir selbst auf diese große, wohlthätige Anstalt des

Schöpfers durch Vorsicht und Klugheit einen grossen Einfluß haben können. Ein stiller dunkler Ort, wo nichts die Sinnen reitzt, und auch das, nur Kindern so werthe, Nachtlicht verbannt ist, eine gesunde Luft, ein sehr mäßiges Abendessen, geraume Zeit vor dem Schlafengehen, eine fast horizontale Lage im nicht zu warmen Bette, eine nicht zu lange und nicht zu kurze Dauer des Schlafs, nicht unter sechs, und nicht über acht Stunden, frühes Aufstehen, das einen so herrlichen Genuß gibt, und wodurch alles neu, frisch, kräftig ist: dieß sind Dinge, die man nicht genug empfehlen kann. Fast alle, die ein hohes Alter erreichten, liebten das Frühaufstehen, und der Methodist Wesley, der selbst 88 Jahre alt wurde, machte es sogar zu einem Religions-Puncte.

So ein schweres Leiden die Schlaflosigkeit ist, sey sie nun durch künstliche Reitze oder durch Krankheit hervorgebracht, eben so ein trauriger Zustand ist auch die Schlafsucht. Merkwürdig ist in dieser Rücksicht die Geschichte des großen Französischen Arztes und Zergliederers Bertin. Ein Mann, der den menschlichen Körper und die Geheimnisse seiner Organisation so gründlich als je Einer erforscht, und sich um diesen Theil unsers Wis-

sens unsterbliche Verdienste erworben hatte, mußte an sich selbst in dieser Rücksicht die bittersten Erfahrungen machen, und der menschlichen Schwachheit einen starken Tribut entrichten. Bey all seinem Scharfsinne, seinem Nachdenken, seinem rastlosen Prüfungsgeiste und dem großen Umfange seiner Einsichten, hatte er von Jugend auf mit einer angebornen natürlichen Furchtsamkeit zu kämpfen, und sie wurde dadurch eben nicht vermindert, daß, da er die Stelle eines ersten Leibarztes des Hospodaren der Moldau und Wallachey antrat, er so gleich nach seiner Ankunft am Hofe dieses Despoten die Hinrichtung seines Amtsvorgängers mit ansehen mußte. Nicht lange blieb er daselbst. Er verließ seine Stelle, um nach Frankreich zurück zu kehren. In Wien wurde er der Kaiserinn Maria Theresia vorgestellt. Da sie eben damahls mit Frankreich in Krieg verwickelt war, so gab sie den Befehl, diesen berühmten Mann zu seiner Sicherheit mit einer militärischen Bedeckung bis an die Gränzen seines Vaterlandes zu begleiten; ein Befehl, der die Humanität dieser unvergeßlichen Monarchinn im ehrwürdigsten Lichte zeigt, und ihrem Zeitalter, in dem man vielleicht weniger von Humanität sprach, und mehr übte, als im unsrigen, und dem Volke.

das sie regierte, zur größten Ehre gereichte. Allein der furchtsame Bertin verstand die Sprache seiner Begleiter nicht; er ahnete eine Verschwörung gegen sein Leben, entwischte ihnen, und verbarg sich in einem Moraste. Dort fand man ihn halb todt, suchte ihn zu beleben, und brachte ihn glücklich nach Frankreich. Sein Ruhm stieg nun immer höher, und seine Entdeckungen wurden zahlreicher; aber das konnte nicht verhindern, daß er nicht in eine Art von Wahnsinn fiel, in dem er unaufhörlich von Mördern und von Waffen sich bedroht glaubte, und sogar, doch ohne Schaden zu nehmen, zum Fenster hinaus sprang. Nur kurze Zeit dauerte dieser Wahnsinn. Auf ihn folgte eine Schlafsucht, die drey Tage währte. Nur eine halbe Stunde lang erwachte er aus ihr mit voller Besinnung und Geistesgegenwart, fiel aber gleich darauf in einen viertägigen Schlaf. Dieß blieb nun geraume Zeit sein Zustand, über den die stärksten Reitzmittel nichts vermochten. Aber so gefesselt auch der Körper vom Schlafe war, so blieb seine Seele unaufhörlich thätig. Seine ängstlichen Vorstellungen, besonders seine Berufsarbeiten, beschäftigten ihn unausgesetzt. Der Schlaf stieg auf acht Tage, und wenn er erwachte, so wußte

er doch genau, welchen Tag und wie viel Uhr es sey. Ja nachdem die Krankheit, die im Ganzen genommen, drey Jahre (bis 1750) dauerte, völlig verschwand, so war nicht die geringste Geistesschwäche an ihm zu bemerken. Von seinem unermeßlichen Wissen in der Anatomie, von seinen Entdeckungen, von seinem Scharfsinne war nichts verloren. Sein Gedächtniß fand alles wieder an der alten Stelle, und die Entdeckungen, die er in den 31 Jahren, die er noch lebte, machte, bewiesen hinreichend, daß sein Übel keinen nachtheiligen Einfluß zurück gelassen habe. Nicht so glücklich ging Carl des Sechsten, Königs von Frankreich, Schlafsucht vorüber. Sie hatte zwar mit Bertins Ähnlichkeit; denn auch sie hatte Schrecken veranlaßt, indem ein schwarzer Mann aus einem Busch gesprungen, und des Königs Pferd mit den Worten in die Zügel gefallen seyn soll: „Halt, König, du bist verrathen! Wo willst du hin?" Auch hier folgte auf einen kurzen Wahnsinn, in dem der König vier Personen tödtete, ein langer Schlaf. Doch kamen die Anfälle oft wieder, und endlich wurde der König blödsinnig. Freylich war darin auch ein großer Unterschied, daß man, um den König zu heilen, einen Zau-

berer von Montpellier kommen ließ, indeß Bertin während seiner Krankheit von dem würdigen Arzte de Lépine mit solcher Klugheit, Geduld und Beharrlichkeit behandelt wurde, daß ihn der Kranke seinen Tröster und Vater nannte. In Glouceſterſhire fiel ein Kind in einen Schlaf, der zwölfmahl 24 Stunden ununterbrochen fortdauerte. Zuſehends nahm es ab, und erwachte mit großer Schwäche. Doch erhohlte es ſich wieder und wurde geſund. In Newcaſtle ſchlief ein 19 jähriges Mädchen vierzehn Wochen. Bey aller Hochachtung vor Plutarch können wir uns aber nicht entſchließen, an den vierzigjährigen Schlaf des Kreters, Epimenides, zu glauben. Deſto zuverläßiger ſind andere Beyſpiele von außerordentlich lang dauerndem Schlafe. Sieben und vierzig Tage ſchlief ein gewiſſer Hammer. Er war ſehr erhitzt ins Waſſer gefallen, und hatte in ſeiner naſſen Kleidung die ganze Nacht auf einem Speicher zugebracht. Alles war umſonſt, ihn zu erwecken. Am 26. Dezember 1794 erwachte er, und blieb feſt dabey, er ſey ſieben Wochen todt geweſen. Die vermuthlich noch lebende Jeanne Favron zu Dainan, eine von ihrem Manne verlaſſene Kupferſchmidinn, kann 3—4 Monathe an Einem

fortschlafen. Nach einem Briefe des Maire von Dainan hatte sie vor einiger Zeit 15 Monathe geschlafen, und war während derselben nur wenige Tage wach gewesen. Es gibt eine Menge Beyspiele solcher Lethargien, die aber häufig von Blödsinn begleitet werden. Sechs Monathe schlief eine Zimmermänninn in der Charité zu Paris an Einem fort. Mit Mühe öffnete man ihr den Mund, um ihr Nahrung einzuflößen. Ein Geistlicher saß die ganze Woche in seinem Großvaterstuhl und schlief. Alle Sonntage erwachte er, verrichtete sein Amt in der Kirche, that dann eine gute Mahlzeit, rauchte seine Pfeife, und schlief Montags wieder ein. Wie es um die fortschreitende Geistesbildung dieses Zions-Wächters ausgesehen haben möge, ist leicht zu erachten. Auch der Arzt Monet erzählt von einer Kranken, die seit zwey Jahren die ganze Woche schlief, und bloß Sonntags wachte. In der Kirche und bey Tische sorgte sie nun geistlich und leiblich für die ganze Woche. Dagegen will man aber auch von Personen wissen, die ganze zwanzig Jahre nicht geschlafen haben sollen.

Höchst verschieden ist der Einfluß, den der moralische Zustand auf den Schlaf des Menschen

hat, und auch hierin muß man die Hand des großen Wesens mit Verehrung erkennen, von dem alles herkommt. Der Sclave des Lasters schläft gemeiniglich schlecht, und entweder unruhig, oder gar nicht; der gesunde Tugendhafte sanft und ruhig. Zwar kann auch dieser schlaflos seyn; aber dann ruhen doch wenigstens seine Glieder, und Hoffnung und Friede des Gewissens, und stille Beschäftigung mit dem Regenten seiner Schicksale helfen ihm über die Nacht, so hart sie seyn mag. Aber der Lasterhafte wälzt sich unruhig auf seinem Lager. Jetzt, wo alles stille um ihn her ist, spricht das Gewissen desto lauter; sein Lager scheint unter ihm zu brennen; die zögernden Stunden verlängern seine Qualen, und wenn er auch in einen dumpfen Schlummer hinsinkt, oder ermüdende Ausschweifungen und Trunkenheit ihn befördern, so genießt weder der Körper, noch der Geist eine wahre Ruhe. Wie ganz anders der gute Mensch, der im Frieden mit sich und der ganzen Natur lebt. Man müßte ihn schon in seinen Gesichtszügen im Schlafe von jenem unterscheiden können, wenn gleich die sonst so verrätherischen Augen geschlossen sind. Ihn begleiten das süße Andenken an seine vollendeten Geschäfte und andere frohe Erinnerun-

gen an sein Lager. Seine Ermüdung läßt den Schlummer nicht lange zögern, und seine Träume sind gemeiniglich leicht und tragen die schöne Farbe seiner Gesinnungen.

Aber indem wir hier die Träume nennen, müssen wir von diesen seltsamen Begleitern unsers Schlummers, diesen leichten, luftigen Wesen auch einiges sagen, obgleich wir frey gestehen, daß manches, was sie betrifft, völlig unbegreiflich sey. Was sind Träume? Doch wohl Vorstellungen der Seele, eine Agitation der Seelen-Organe beym Schlummer des Körpers, deren sie sich im Wachen bewußt ist, und die man, so lange der Schlaf dauert, für Wirklichkeit nimmt. Aber welche Sonderbarkeiten biethen uns diese Vorstellungen dar! Im Traume folgen sich die Bilder schnell und ohne Ordnung und doch so lebhaft, was Folge der ruhenden Sinnenwerkzeuge seyn mag, daß sie Freude und Schmerz, Furcht und Hoffnung mit aller Stärke erregen. Alle Schranken der Zeit, des Orts, der Entfernung, der Vergangenheit und der Gegenwart sind im Traume so gut als gar nicht vorhanden. Wir sehen Bilder und Auftritte, an die wir wachend nie dachten, erblicken Personen von unserer Verwandtschaft unter Umgebungen und in

Verhältnissen, in denen sie nie waren, unterhalten uns mit Freunden und Verwandten, von denen wir gewiß wissen, daß sie längst schon durch den Tod oder durch ihre Bestimmung von uns getrennt sind, aufs lebhafteste, ohne daß ein Gedanke an ihre Entfernung von uns in unsrer Seele aufsteigt. Im Traume werden wir durch einen Zauber viele Jahre unsers Lebens zurück und ganz in die Lage versetzt, in der wir uns damahls befanden, und tausendmahl führt uns ein Traum an das Ziel unserer Wünsche, und löscht in dem Augenblicke, da wir davon Besitz nehmen wollen, das Licht seiner Zauberlaterne aus. Oft träumt der Mensch Dinge, von denen er gar nicht begreifen kann, wie sie in seine Seele kommen, und höchst barbarisch handelte daher jener Griechische Kaiser, indem er jenen Menschen, der seinen Traum, er habe den Kaiser umgebracht, erzählte, aus dem Grunde hinrichten ließ, er müsse sich wachend damit beschäftiget haben. Oft aber erreichen auch Träume einen Grad von Lebhaftigkeit, daß man, schon im völlig wachenden Zustande, alle Mühe hat, sich von ihrem Ungrunde zu überzeugen. Vielleicht hat in dieser Rücksicht kaum ein Mensch eine merkwürdigere Erfahrung gemacht, als Pope. Er war so ein erklärter Feind aller Täuschun-

gen und Gespenster, daß er bey aller seiner auszeichnenden Menschenfreundlichkeit doch keinen Menschen in seinen Diensten behielt, der an Gespenster glaubte. Ermüdet von der Reise auf sein Landhaus schläft er einst sehr fest. Ein leises Anklopfen an seine Thüre weckt ihn um Mitternacht. Er erwacht und ruft unwillig: Herein! Ein wohlgebildeter Mann, in Spanischer Kleidung, tritt ins Zimmer, nimmt ein Buch, blättert in einigen andern, stellt sie verkehrt in den Schrank, und erwiedert Pope's Fragen mit einem spöttischen Lächeln. Jetzt springt Pope aus dem Bette, zündet Lichter an der Nachtlampe an, ergreift eine Pistole und klingelt seinem guten Gustav. Pope droht, der Spanier weiset seine Brust, läßt sich von dem in stummes Erstaunen versunkenen Pope betasten, reicht ihm den Schlüssel zum Bücherkasten, und geht gravitätisch fort. Jetzt kommt endlich Gustav, versichert, er habe den Spanier auch gesehen, und preiset Gott, daß sein Herr endlich doch auch an Gespenster glauben müsse. Alle seine Leute, versichert er, kenneten schon den gutartigen Spanier, hätten aber aus Furcht vor seinem Gespensterhasse nie davon gesprochen. Beschämt steht Pope vor seinem Bedienten, der ihm

zuredet, sich wieder niederzulegen, was er auch thut. Dem Bedienten befiehlt er, im Zimmer zu bleiben. Des Morgens beym Erwachen vermißt er seinen Gustav. Er klingelt; dieser klopft und bittet die Thür zu öffnen, die Pope immer von innen zuzuriegeln pflegte. Pope erstaunt, fragt den Bedienten, warum er das Zimmer verlassen hätte, spricht vom Spanier, von Gustavs Dableiben, der doch die ganze Nacht nicht aus dem Bette gekommen war, und nun war das Erstaunen bey beyden gleich groß. Denn, kurz, alles war Gaukeley eines lebhaften Traumes gewesen.

Aber wer hat schon so tief in die menschliche Seele und in ihre enge Verbindung mit dem Körper geblickt, um solche Erscheinungen ganz erklären zu können. Daß Verstand und Überlegung bey Träumen gleichsam gefesselt, daß die Einbildungskraft in lebhafter Thätigkeit ist, daß Bilder, Vorstellungen und Empfindungen, die schon länger in der Seele waren, dann ohne Ordnung im Zusammenhange erwachen, sich durchkreuzen, und das oft so sonderbare Gemische mancher Träume hervorbringen, das kann man wohl sagen; aber ist damit auch alles deutlich? Ist schon jedes Phänomen dadurch erläutert? Daß das Gedächtniß dabey eine vor-

zügliche Rolle spiele, ist wohl sicher; aber es muß doch wohl eine andere Art von Gedächtniß seyn, als im wachenden Zustande mir zu Gebothe steht. Denn wie könnte ich sonst im Traume vergessen haben, daß der und jener todt sey? Wie könnte ich mich ins Erzgebirge, wie nach Leipzig, träumen und glauben: ich lebe noch daselbst, da ich es doch schon vor zwanzig Jahren verlassen habe? Wenn wir wachen, so folgt unser Gedächtniß unserm Verstande und unserm Willen. Im Traume gehorcht es diesen offenbar nicht. Auf irgend einen unwillkührlichen Reitz im Kopfe entstehen die Bilder und erscheinen in einer Reihe, die von uns unabhängig ist. Wir müssen gleichsam dem Schauspiele beywohnen und warten, was für eines gegeben wird; wir können kein andres anschaffen, sey auch noch so wenig Zusammenhang und Ordnung in den Bildern, seyn die Scenen auch noch so schreckhaft und unangenehm. Im Traume sieht man, von Räubern angefallen, oft wie angewurzelt; man will um Hülfe rufen, und kann nicht, man sinkt im Wasser unter, und vermag nicht, die Hand zu ergreifen, die sich helfend vom Ufer entgegen streckt; man fühlt sich von Angst und Schrecken ermüdet, aber nicht der Wille der Vernunft

stößt das marternde Traumbild von sich, sondern bloß die erschöpfte Natur endet die Qual. Stünde es in des Menschen Macht, Träume zu erregen, und die Reihe angenehmer Bilder selbst zu ordnen, wie oft würde er nicht diese süße Täuschung seinem wahren Daseyn mit Bewußtseyn vorziehen? Die Alten rühmten sich der Kunst, Träume zu erregen. Sie wählten dazu Gedächtniß stärkende Mittel, besonders gewisse Salben. Allerdings kann man, wenn man die Gesetze der Ideen-Verbindung kennt, sie hervorbringen. Einem Frauenzimmer stellte man heimlich Rosenwasser in das Schlafzimmer, und nahm es früh unbemerkt wieder weg. Sie träumte die ganze Nacht von Rosengärten. Zwey Freunde reiseten einst mit einander. Der Eine höchst ermüdete schlief sehr bald ein. Jetzt wollte der andere versuchen, ob er nicht einen Traum in ihm erregen könnte, flüsterte ihm also, leise sich hinneigend, die Worte: Genius. Papier, Lotterie 15. 45. 80 ins Ohr, und ging darauf selbst zu Bette. Am andern Morgen fand er seinen Freund im Schreiben begriffen, und fragte: Was schreiben Sie? Bloß zum Scherz, antwortet dieser, die Nummern, die mir geträumt haben. Nicht wahr — versetzte der Erstere, die Nummern, die ihnen ein schöner

Genius auf einem Papier vorwies: 15. 45. 80? — Ums Himmels willen — wie können Sie das wissen? — Genug, ich weiß es. Die Nummern werden gesetzt. Keine gewinnt. Der Genius ist ein grober Lügner, sagt nun der Getäuschte, und der Andre löfete ihm das Räthsel. Hätte aber dieser ganz geschwiegen, und hätte der Zufall diese Nummern aus dem Lotterie-Rade, das für so viele ein Ixions-Rad ist, gehoben, so hätten wir eine Traumwundergeschichte mehr in der Welt gehabt. Auf eine ähnliche Art gelang es einst einem ohne Hoffnung liebenden jungen Manne, im Einverständnisse mit einer gutenTante, in einem liebenswürdigen Frauenzimmer Träume zu erregen, und seine empfehlungswürdigen Eigenschaften in ein so günstiges Licht zu stellen, daß sie dadurch in eine Stimmung versetzt wurde, die ihn beym Frühstücke ans Ziel seiner Wünsche brachte.

Ein sanfter Schlaf hat gemeiniglich keine, oder sehr angenehme Träume zu Begleitern; dieß ist ein sicheres Zeichen vollkommener Harmonie zwischen Seele und Leib, der Ruhe der Einen und der Gesundheit des Andern. Ist jene Harmonie gestört, die Gesundheit wankend, dann erfolgen schwere, schreckhafte Träume, die auf eine Störung,

auf eine Regellosigkeit im Innern schließen lassen, und mit denen sich oft schwere Krankheiten ankündigen. Auch die gefälligsten Träume sind Zeichen eines etwas unvollkommenen Schlafes; sie sind immer eine Art von Mangel, kein Vorzug. Eben darum träumt die Kindheit wenig. Ihr gab die Vorsehung den festesten, süßesten Schlaf, der zu ihrer Entwicklung so wichtig ist. Auch hat sie nicht die Menge von Bildern, den Reichthum von tief eingewurzelten Vorstellungen, die zum Träumen gehören. Mehr Träume hat das Jugendalter. In ihm ist alles in der lebhaftesten Thätigkeit. Weniger als dieses träumt der reife Mann. Je ruhiger seine Seele, je geordneter seine Lebensweise ist, je gemäßigter seine Wünsche sind, um desto seltner wird er träumen. Im Greisenalter ist alles schwach, sein Schlaf hat keine Festigkeit, seine Träume sind ohne Lebhaftigkeit. Es ist ein Mittelzustand zwischen Schlafen und Wachen, wo natürlich die Vorstellungen in einander fließen, und eine Art von Träumen bilden.

So allgemein das Träumen ist, so gab es doch Ausnahmen. Locke nennt eine Person von seiner Bekanntschaft, die erst nach einem heftigen Fieber in ihrem 26 Jahre zum ersten Mahle träum-

te. Plutarch führt einen gewissen Klcon an, der in seinem Leben nie geträumt hat, und Plinius erzählt von einer ganzen Nation in Afrika, die nie Träume haben soll. Allein wir besorgen, daß seine Atlanten, denn so nennt er dieses traumlose Volk, zu seinen Troglodyten, die in Höhlen wohnen, und von Schlangenfleisch leben, seinen Epipanen, die dem Gott Pan gleichen, und seinen seltsamen Blemmyen, die aus Mangel eines Kopfs ihre Augen und ihren Mund auf der Brust haben, gehören möchten. Aber das ist gewiß, daß einige Menschen sehr viel, andere wenig träumen. Ein schwacher Wink von außen ist bey einigen hinreichend, eine ganze Reihe von Vorstellungen zu erregen, und ein fantastisches Gebäude aufzuführen. Das Gefühl des hinabgesunkenen Kopfs und des erschwerten Athems kann leicht die Vorstellung hervor bringen, als gehe man durch enge Gänge, schwebe in Gefahr zu ersticken; ein Krampf in den Zähnen führt die Täuschung herbey, als fielen die Zähne aus; das Gefühl der Kälte, wenn die wärmende Decke im Schlafe entfernt wird, läßt einen träumen, er gehe nackend auf der Straße, und schon Aristoteles sagt, etwas mehr Wärme an den Füßen könne den Traum bil-

den, man gehe auf glühenden Kohlen, und so den ersten Stoff zu einer ganzen Geschichte geben. So läßt sichs erklären, wie manchem im Traume vorkam: es brenne, und beym Erwachen brannte es wirklich. Der starke Lichtreitz des brennenden Vorhangs, die tönende Lärmtrommel wirkten auf ihn, ohne daß ers sich bewußt war, und erregten die Vorstellung des Brennens. War doch ein Officier, bey dem man durch Zuflüstern jeden Traum hervor bringen konnte, und den seine Freunde einmahl im Traume einen Zweykampf beginnen ließen, bey dem es bis zur Abfeurung der Pistole kam, die sie ihm in die Hand gaben. Die große Mannigfaltigkeit der Träume ist im Grunde so unerklärlich nicht, sobald wir nicht vergessen, wie so vielerley Umstände, der Grad der Gesundheit, die Beschaffenheit des Magens, die Wahl unserer Nahrungsmittel, ja selbst die Luft, die uns umgibt, auf sie Einfluß haben. Oder sollte die Luft, die die schwere Masse des Queckfilbers in der Barometerröhre in die Höhe treibt, nicht auf die feinen Flüssigkeiten in den tausend Röhren und Canälen unsers Körpers wirken? Steigen nicht auch den Tag über höchst verschiedene Gedanken in uns auf, deren Quelle wir nicht kennen, weil uns die

dazwischen liegenden Vorstellungen, durch die unsere Seele unmerklich, und ohne einen Sprung zu thun, darauf hingeleitet wurde, unbekannt sind. O man hat wahrhaftig nicht nöthig, mit Epicur eine Menge unsichtbarer Bilderchen, die uns umschwärmen, und in die Seele dringen, oder mit Andern wohl gar unsichtbare Geister anzunehmen, die die Träume schaffen.

Daß es Träume gebe, in denen alles so wahr, so ordentlich, so vernünftig und ohne irgend eine der Ungereimtheiten, die gar oft in ihrem Gefolge sind, vor sich geht, so daß man im wachenden Zustande nicht zusammen hängender, richtiger denken könnte, ist unläugbar. Der Geist kann da bloß aus gewissen Wahrscheinlichkeiten selbst künftige Dinge errathen, so wie dieß der Wachende, oft ohne alle Divinations-Gabe, vermag. Wie leicht kann ich den, den ich wachend als einen Verschwender kenne, im Traume am Bettelstabe sehen! Wie weit wunderbarer wäre es, wenn nie ein Traum in Erfüllung ginge, als es jetzt ist, daß es zuweilen geschieht! Zeigt nicht die schlechteste Uhr zuweilen die richtige Stunde, und kann nicht auch der Unwissende zufällig etwas besser treffen, als der Grundgelehrte? Und wenn wir zwanzigmahl von dem ent-

fernten Freunde träumen, was ist dann Wunderbares daran, wenn er das ein und zwanzigste Mahl, als wir von ihm träumen, wirklich ankommt? Vielleicht lassen sich die meisten Wundergeschichten und Traumerfüllungen auf diese Art erklären. Bey rohen, ungebildeten Volkern wurden Träume von jeher für etwas Hohes, Göttliches gehalten, und ihre Deutung gab dem schlauen Betrüger Ansehen und Verdienst. Im nördlichen Amerika steht der Glauben an Träume noch in der größten Achtung. Die Huronen erwarten nicht etwa unthätig die Erfüllung alles dessen, was ihnen träumt, sondern sie thun alles Mögliche, damit es ja geschehe. Sey, was ihnen träumt, auch noch so lächerlich und unsinnig, sie glauben es thun zu müssen, und wer dem rasenden Träumer, sollte man auch selbst ein Opfer desselben werden müssen, nur das geringste Hinderniß in den Weg legen wollte, der würde sich und seiner Horde die schwerste Ahndung des Himmels zuzuziehen glauben. Ob die Vorsicht in unsern Tagen Träume wähle, um uns ihren Willen kund zu thun, das möchte sich schwer bejahen lassen, ohne dem Aberglauben und dem Betrüger ein weites Feld zu eröffnen. Aber darum möchten wir doch den Träumen nicht allen

Nutzen absprechen. Bemerken wir, daß Unmäßigkeit, heftige Leidenschaften und ein verletztes Gewissen unruhige Träume hervor bringen können, und daß besonders das Hinbrüten in einem schwachen Schlummer in den Morgenstunden, wenn der Erhohlungsschlaf bereits geendigt ist, solche Träume begünstige: so kann uns dieß eine vernünftige Lebensordnung, Mäßigkeit, Ruhe des Gemüths, die nur ein tugendhafter Wandel gibt, und frühes Aufstehen empfehlen, wodurch für unsre Bestimmung so viel gewonnen wird. Können nicht schwere Träume, die zuweilen Krankheiten voraus gehen, warnend werden, so daß glücklich gewählte Vorbauungsmittel sie verhüthen? Lassen sie uns nicht zuweilen einen Blick in unsere Seele, in unsere geheimsten Neigungen thun? Kann nicht die Abwechslung und die ganz andere Lage, in die die durch unveränderte Richtung auf Einen Gegenstand so leicht ermüdete Seele, durch den Zauber des Traums, auf einmahl versetzt wird, dieser selbst zur Erhohlung dienen? Mag nicht sogar das Unangenehme so vieler Träume höchst wohlthätig seyn, um uns aufzureitzen, den Körper in eine andere, unschädlichere Lage zu bringen? Man träumt vom Alpdrücken, in dem Augenblick vielleicht, als

das Blut still stehen will; man bleibt in einer Predigt stecken, soll vor einer glänzenden Versammlung auftreten, und hat die Nachtmüze auf, will ausreiten, und ist in bloßen Füßen, soll laufen, und die Füße sind wie Bley. Jetzt erschrickt man, erwacht, die Gefahr, die dem Körper drohte, ist vorbey, und unaussprechlich freuen wir uns, daß die Sache nur ein Traum war. Und wie manchen unglücklichen Gefangenen läßt die gütige Natur im Traume aus dem Lethe trinken, seine Leiden vergessen, und sich dadurch gestärkt zu weiterm Dulden fühlen! Können nicht Träume selbst als Übung unserer Denkkraft wichtig seyn? Gesteht doch Reinhold selbst, daß, nachdem er vier Wochen mit aller Anstrengung über die Deduction der Kategorien nachgedacht, ihm die Sache im Traume mit aller Klarheit und Bestimmtheit beygefallen sey? Ja sollten nicht endlich Träume auch von der Seite einen Werth haben können, daß sie vielleicht ein Gegenmittel gegen zu große Einförmigkeit der Denkart sind, indem sie in verschiedne ganz fremde Lagen, den Mahler auf die Kanzel, den Handwerker aufs Theater, den Prediger in den Redouten-Saal führen, und aus dem einfachen Alletagsleben herausreißen?

Vielleicht ist keiner unsrer Leser, der nicht schon von höchst wunderbaren Traumgeschichten gehört hätte, der nicht wüßte, wie oft man Träume mit dem angeblichen Ahndungs- und Divinations-Vermögen, das man einigen Menschen zuschreibt, in Verbindung gebracht habe. Höchst merkwürdig ist der Traum, der von der Fürstinn Ragozky erzählt wird. Ehe sie von Warschau nach Paris reisete, träumte ihr: sie sey in einem ihr unbekannten Zimmer; ein ihr eben so unbekannter Mann biethe ihr einen Trunk an, den sie aus Mangel an Durst verweigerte, worauf dieser sein Anerbiethen wiederhohlte mit dem Zusatze, daß dieß der letzte Trank ihres Lebens seyn würde. Bald darauf trifft die Fürstinn in Paris ein, und bekommt das Fieber. Der berühmteste Arzt wird gerufen. Die Fürstinn erstaunt; es ist derselbe, den sie im Traume erblickt hatte. Sie erzählt es, setzt aber gefaßt hinzu: ich werde nicht sterben, denn dieses Zimmer ist das nicht, das ich im Traume sah. Wirklich wurde sie völlig wieder hergestellt, und vergaß ihren Traum, als ein neuer Umstand sie furchtbar genug daran erinnerte. Sie mußte ihre Wohnung ändern. Kaum betrat sie ihr neues Zimmer, als sie höchst bewegt zu rufen anfing: Ich bin ver-

loren, aus diesem Zimmer komme ich nicht wieder heraus! Die gute Dame hatte Recht. Denn ein unbedeutend scheinender Halsschaden machte sie in diesem Zimmer zur Leiche. Im Traume sah der Erzbischoff von Rouen eine ihm unbekannte Stadt am Fuße eines Berges liegen, und glaubte eine Stimme zu hören: Siehe diese Stadt an! Bleibst du einmahl über Nacht in ihr, so wird diese die letzte deines Lebens seyn! Einige Zeit darauf machte der Erzbischoff eine Reise. Heftig erschrickt er, als er die Stadt Macon vor sich liegen sieht. Sie ist's, die er im Traume gesehen hatte. Er weigert sich, hier zu übernachten. Dringend bitten ihn seine Begleiter, und stellen ihm vor: die Einwohner hätten große Anstalten zu seinem Empfange gemacht; er würde sie tief kränken, wenn er nur durchreisen wollte. Ihr wollt, sagt er, daß ich hier bleibe; gut, es wird mich theuer zu stehen kommen. Und nun erzählte er seinen Traum. Man suchte ihm den Traum auszureden. Er bleibt in Macon, bekommt ein Fieber, und stirbt am dritten Tage. Erfreulicher war der Traum des Cassen-Rendanten zu Berlin, dem ein treuloser Bedienter eine große Summe aus der anvertrauten Casse entwendet hatte. Die Zeit der Berechnung naht

heran. Fruchtlos wendet er sich an seine Freunde. Ihm träumt nun, es träume ihm, er soll in dem und dem Hause zwey Treppen hoch gehen, sich aber in Acht nehmen, daß er nicht herunter falle. Hier würde er Hülfe erhalten. Er verlacht den Traum im Traume, sucht wieder umsonst anderswo Hülfe, und sieht sich endlich doch gezwungen, am folgenden Tage dem Winke seines Traums zu folgen. Er steigt hinauf im bezeichneten Hause, aber, eingedenk der Warnung, mit Vorsicht. Ohne diese hätte eine kleine Gitterthür, die sich selbst öffnet, indem zu gleicher Zeit eine andre rechter Hand schnell aufgemacht wird, ihn leicht herab stoßen können. Ein Mann, den er in einer großen Gesellschaft ein einziges Mahl gesehen hatte, kommt ihm entgegen. Er entdeckt ihm sein Anliegen. „Ach, warum sind sie gestern nicht gekommen? antwortete dieser, ich hätte ihnen mit einer größern Summe, als jetzt, helfen können. Doch sollen sie sich nicht umsonst an mich gewendet haben," — und wirklich schaffte der edle Mann Rath. Nicht in dem Grade, aber doch wunderbar genug, war der Traum eines Reisenden, dem seine Börse, aus der er bey seiner Ankunft im Wirthshause den Postillion bezahlt hatte, entwendet wurde. Ihm träumt, ein Gast sage

ihm ins Ohr: ihr Dieb ist ein Mann in einem grauen Mantel, einer Pudelmütze auf dem Kopfe und einer Narbe im Gesicht. Der Bestohlene geht zum Wirthe hinunter und fragt: ob in der Wirthsstube ein solcher Mann gewesen sey. Einer der Gäste bejaht es, nun verläßt er das Wirthshaus. Nahe am Wege sieht er einen Menschen hinter einem Gebüsche liegen, und geht auf ihn zu. Dieser erschrickt heftig, fällt vor ihm auf die Knie, und gibt ihm seine Börse. Aber vielleicht noch merkwürdiger, als diese alle, war der Traum, dessen wir noch gedenken wollen. Eine Dame kannte keine süßere Beschäftigung, als das Lesen der Briefe ihres inniggeliebten Gemahls, den seine militärische Bestimmung auf eine Zeitlang von ihr getrennt hatte. Einst schlief sie mit einem solchen Briefe in der Hand, der die tröstenden Versicherungen von seinem Wohlseyn enthielt, ein, erwachte aber mit entsetzlichem Jammergeschrey: „Mein „Mann ist todt! ich sah ihn todtenblaß an einer „Quelle unter Bäumen liegen. Ein Officier suchte „sein Blut, das aus einer großen Wunde floß, zu „stillen, labte ihn mit Wasser aus seinem Hute, „und empfing seinen letzten Seufzer.“ Umsonst suchte man sie zu beruhigen. Umsonst legte man ihr,

da die Todesbothschaft wirklich eintraf, nachgemachte Briefe vor, um sie, die ein heftiges Fieber ergriffen hatte, zu schonen. Sie blieb dabey, und man mußte ihr endlich die traurige Entdeckung machen, die sie abermahls aufs Krankenlager warf. Während dieser Zeit täuschte sie einmahl die Wachsamkeit der Wärterinn, und mahlte die Todes-Scene ihres guten Mannes. Vier Monathe nachher ging sie in die Messe. Ein Fremder ließ sich neben ihr nieder. Mit einem lauten Schrey fiel sie in Ohnmacht. Den ersten Gebrauch, den sie von ihrem wiederkehrenden Bewußtseyn machte, war der Befehl, den Fremden, in dem sie den erkannt hatte, der ihres Mannes letzten Seufzer empfing, aufzusuchen. Er kam — mit Erstaunen. Und als sie ihm ihren Nahmen nannte, den er in der Sterbestunde ihres Gemahls oft gehört hatte, als sie ihm das Gemählde zeigte, in dem die ganze Gegend und die Züge des Sterbenden treu dargestellt waren, [als er von jenem ihm unvergeßlichen Auftritte alles und selbst die geringsten Umstände von der weinenden Witwe hörte, eine treffende Darstellung sah; wer konnte es ihm verdenken, daß er vor Verwunderung völlig außer sich war?

Wir läugnen nicht, daß diese Träume höchst auffallend seyen, und befinden uns in keiner geringen Verlegenheit, da sie von glaubwürdigen Zeugen herrühren, und wir doch, um alles in der Welt willen, dem Aberglauben und der Wunderliebe nicht das Wort reden möchten. Wir wagen es auch nicht, ihnen eine natürliche Deutung zu geben, was mehrere, nicht ohne Zwang, versucht haben. Wir wollen es dahin gestellt seyn lassen, wie viel bey solchen Geschichten auf Rechnung der Einbildungskraft, des Zufalls und des nachherigen Ausschmückens der Erzählung zu setzen sey. Auch wollen wir hier die unwidersprechliche Erfahrung nicht zu Hülfe nehmen, daß man im wachenden Zustande etwas ohne deutliches Bewußtseyn sehen könne, wovon das Bild im Traume deutlicher vorschwebt. Aber freymüthig erklären wir, daß hundert solche Wundergeschichten, und sollten wir auch selbst eine erleben, uns doch nie veranlassen werden, übernatürlichen Träumen und ihrer Erfüllung das Wort zu reden.

Wir haben bisher den Traum bloß als etwas, das in unserm Innern vorgeht, und weiter nichts als einige Erinnerungen zurückläßt, betrachtet. Aber eine weit sonderbarere Erscheinung im Zu-

stande mancher schlafenden Menschen ist es, auf die wir jetzt kommen. Wir meinen, die äußerlichen Handlungen, die der Schlafende und Träumende zuweilen vornimmt; Handlungen, die er, ohne den Gebrauch seiner äußerlichen Sinnenwerkzeuge zu haben, mit einer Richtigkeit und Gewißheit verrichtet, worüber man in stummes Erstaunen versinken muß. Unsere Leser errathen schon, daß wir von den so äußerst merkwürdigen Schlafwandlern, den so genannten Mondsüchtigen, reden wollen. Sah man nicht Schlafwandler, in den tiefsten Schlaf versunken, Dinge leisten, die weit über ihre Kenntnisse und Fertigkeiten gingen. Dinge, wozu sie im wachenden Zustande weder Muth noch Kraft besessen, und die sie, hätte man sie ihnen zumuthen wollen, mit dem größten Widerwillen abgelehnt haben würden? Sah man sie nicht auf steile Dächer steigen und festen Trittes einhergehen, ganz unbekannte Gegenden sicher durchwandern, auf allerley Umwegen, auf denen sie ohne Führer im wachenden Zustande sich nicht zurecht gefunden hätten, den Heimweg nicht verfehlen, den Hindernissen, die man ihnen in den Weg legte, ausweichen, und einen andern Pfad einschlagen? Ja, was noch mehr ist, sah man sie nicht manche Dinge, die ihren gewöhnli-

chen Geschäften entsprachen, mit der größten Genauigkeit vornehmen, hörte man nicht Schlafwandler alle an sie gerichteten Fragen beantworten, Reden und Gedichte hersagen, und das alles treffender und zusammen hängender, als sie wachend vermocht hätten? Der Verfasser kannte selbst eine Person, die im Schlafe über ihre Religions-Kenntnisse ausführlich Red und Antwort gab, und mit der man sich in jedes Gespräch einlassen konnte. Lange hatte sich Wähner, Professor in Göttingen, geplagt, einen Gedanken in zwey Griechische Verse zu bringen. Einmahl steht er Nachts vom Bette auf, klingelt um ein Licht und schreibt die Verse ihm völlig unwissend hin. Am andern Tage nimmt er die Arbeit wieder vor, und bemüht sich, den Vers, den er wünschte, zu Stande zu bringen, als er plötzlich die ohne alles Bewußtseyn im Schlafe verfertigten Verse findet, und in seinem Erstaunen, durch die, die ihm Licht gebracht hatte, bestärkt wird. Ein Jesuite predigte im Schlafe vortrefflich, und disputirte mit nicht gemeinem Scharfsinne. Bey Leipzig lebt ein Prediger, der Nachts im Schlafe öfters aufsteht, an seinen Predigten arbeitet und feilt, und Gedanken und Sprache richtig verbessert. Von drey Brüdern, die einst auf dem Schlosse zu Bern-

stein schliefen, stand Einer nackend auf, nahm sein Hemd in die Hand, und ging ans Fenster. Hier hing ein Strick vom Boden herunter. An diesem kletterte er auf das Dach hinauf, nahm ein Vogelnest aus, und wickelte die Jungen in sein Hemd. Jetzt stieg er wieder herab, und ging zu Bette. Beym Erwachen erzählte er dieses als einen Traum, bis sich die jungen Vögel fanden, die die Schlafhandlung außer allem Zweifel setzten. Aber einer der merkwürdigsten Schlafwandler war der Apotheker Castelli, in Mailand. Nur ein Paar Züge aus seiner Geschichte und den Beobachtungen glaubwürdiger Männer über ihn. Einst stand er auf, nahm in seines Herrn Porati's Zimmer ein Buch aus dem Schranke, setzte sich zu einem Lichte und las. Man nahm ihm das Licht weg, und er ging nun an ein Fenster und sagte: Es wird trübe, wir bekommen Regen. Da man ihm das Licht wieder gab, so fing er an, laut und vernehmlich zu lesen. Bey nochmahligem Wegnehmen des Lichts mochte er glauben, eine sich nähernde Ohnmacht mache ihm so dunkel vor den Augen; er rieb sie aus und sagte: Mir ist nicht wohl. Ein andermahl stand er im Schlafe auf, zündete Licht an, und fing an, mit Hülfe eines

Wörterbuches eine vollkommen gute Übersetzung zu machen. Zum öftern putzte man ihm das Licht aus. Ohne die übrigen Lichter, die im Zimmer waren, zu bemerken, ging er jedesmahl in die Küche, und schlug Licht. Er schien zu glauben, der Wind blase ihm das Licht aus, und schloß daher die Fensterläden. Verständig unterredete sich Castelli mit seinem Principal über eine Pflanze. Um diesen Schlafwandler zu beobachten, kam einmahl ein Arzt bey Nacht, und legte seinen Degen neben die Kellerschlüssel in der Apotheke. Castelli sieht den Degen, und geht hinauf, um seinen Herrn zu wecken. Dieser war schon aufgestanden und antwortete ihm; aber Castelli hört ihn nicht, bis er sich aufs Bett legt, und nun von hier aus dem mit kluger Vorsicht, damit die Frau nicht erwache, Rufenden antwortet. Er beruhigte ihn; doch wird Haussuchung gehalten, und Castelli kennt und hört keinen Menschen außer Porati. Man bringt ihm, dem noch immer fortschlafenden, Recepte, er macht sie, nimmt das Geld ein, gibt heraus, und weiset unschickliche Recepte, mit denen man ihn auf die Probe stellte, zurück. Ein andermahl machte man den Versuch, unter ein solches Recept den Nahmen eines berühmten Arztes

zu schreiben. Castelli weigert sich, es zu machen, und hohlt endlich seinen Herrn. Mit diesem geräth er in einen Wortwechsel darüber. Castelli beharrt auf dem Zurückschicken des Recептes, weil es besser wäre, den Arzt zu beleidigen, als den Kranken zu tödten. Den Gebrauch des Gesichts hatte Castelli in diesem Zustande, vom Geruch aber war keine Spur bey ihm wahrzunehmen. Wenn man ihn anblies, so schlief er völlig ein, und das Schlafreden und Schlafhandeln war zu Ende.

Wir könnten hier noch eine Menge Fälle anführen, die allerdings wunderbar genug sind, z. B. den berühmten Schlafwandler Negretti, der im Schlafe alles, was ihm als Bedienten oblag, pünctlich verrichtete; oder jenen Geistlichen, der Nachts als Schlafwandler an Predigten arbeitete, das, was ihm nicht gefiel, durchstrich und änderte, und wenn man ihm ein andres Papier unterschob, die Änderungen dahin setzte, wohin sie in seinem Manuscripte gehört haben würden; allein wir halten diejenigen, deren wir Erwähnung thun konnten, für hinreichend, um uns auch auf diesen seltsamen Zustand des Körpers aufmerksam zu machen. Denn seltsam ist doch wohl ein Zustand, der weder ein

völliges Schlafen, noch ein völliges Wachen ist. Man will diese Erscheinung einem Überflusse an galligem Blute zuschreiben, das eine Menge flüchtiger Lebensgeister zubereiten und sie durch die Einbildungskraft in die Gliedmaßen treiben soll. Allein, damit ist wahrhaftig nicht alles erklärt. Denn wer ist im Stande, befriedigend zu erklären, wie in diesem Zustande der Sinn des Gesichts gleichsam gebunden ist? Wie das eröffnete Auge des Schlafwandlers, das starr auf einen Punct hinblickt, den stärksten Lichtschimmer ertragen kann, ohne das mindeste Zeichen von Reitzbarkeit von sich zu geben? Wer kann begreifen, wie die Bilder von Außen sich bloß auf der Netzhaut abmahlen mögen, ohne von ihr weiter zu gehen und einen Eindruck zu machen, wodurch das Spiel der Vorstellungen, die ihn jetzt beschäftiget, gestört würde, indeß doch der Sinn des Gehörs seine völlige Reitzbarkeit behält und die empfangnen Eindrücke der Seele überliefert? O gewiß wird dieser seltsame Zustand des Schlummernden noch lange Stoff zum Denken geben, wiewohl wir nicht läugnen wollen, daß manches sich ziemlich einleuchtend erklären lasse, manches aber weiter nichts als grober Betrug gewesen sey, der nach Jahre langem Erstaunen

über die Geheimnisse des menschlichen Körpers endlich doch an den Tag kam. So war der Seiler, Schwabe, zu Sutha, an der Ilm, lange Zeit ein Gegenstand der Bewunderung. Mitten unter seiner Arbeit konnte er plötzlich einschlafen. Und nun ward er Schlafwandler. Bald arbeitete er stundenlang fort, machte auch, immer schlafend, kleine Reisen, kehrte in Wirthshäusern ein, forderte Bier, bezahlte den Wirth und that hundert solche Dinge immer fort schlafend. Endlich kam die Sache an den Tag, daß er kein Schlafwandler, wohl aber ein nichtswürdiger Betrüger sey.

Aber wenn schon das natürliche Schlafwandeln uns viel Unerklärliches darbiethet, was werden wir erst vom magnetischen Somnambulismus denken müssen? Wem steht nicht der Verstand stille, wenn er aus dem Munde unverwerflicher Zeugen, von den im magnetischen Zeitalter so berühmten Clairvoyanten hört,*) wie sie durch magnetische

*) Der Verfasser hatte selbst Gelegenheit, mit einem sehr würdigen Manne in Verbindung zu kommen, der ein großer Freund des Magnetismus und in die Mysterien desselben in Lyon eingeweiht war. Als ein denkender, scharfsin-

Behandlung in einen künstlichen Schlummer gewiegt werden können, dem Fragenden über ihre Krankheiten und die anzuwendenden Heilmittel Antworten geben, die in Erstaunen setzen; wie sie Einsichten verrathen, die den Grad ihrer Bildung weit übersteigen, und in einem, wie man es nannte,

---

niger Kopf hatte dieser den Magnetismus in eine Art von System gebracht, so daß er seinen übrigen gründlichen Einsichten in die Philosophie und Physik nicht im geringsten widersprach. Oft magnetisirte dieser ihm unvergeßliche Freund in des Verfassers Gegenwart; aber dieser ist der Wahrheit, die ihm über alles heilig bleibt, das Zeugniß schuldig, daß er nie etwas Wunderbares sah. Denn Schläfrigkeit, aus Langeweile und Unthätigkeit, sah er zu oft, ohne magnetische Manipulation, bloß durch gewisse Schriften, Predigten und Gespräche entstehen, als daß dieses Phänomen ihm im Geringsten hätte befremden können. Inzwischen bescheidet er sich gern, daß andere weit mehr gesehen haben können, als ihm zu Theil geworden, und er verschweigt daher nicht, das erst vor wenigen Jahren ein berühmter, prüfender Arzt als erklärter Gegner des Magnetismus nach Bremen gereiset und als Verehrer und Bewunderer desselben von da zurück gekommen sey.

exaltirten Zustande sich befindet, vermöge dessen sie sogar zusammengesetzte Arzneyen und die Dosis mit ihren Kunstnahmen nennen, und mit geschloßnen Augen Briefe lesen können. Wir begehren, diese Geheimnisse nicht zu lösen, und glauben überhaupt vom Schlafen, Träumen, Schlafwandeln genug gesagt zu haben. Denn wir müssen noch einiges, unsern Körper betreffend, erwähnen: müssen gewisser Handlungen und Wirkungen dieser Maschine gedenken, die, wenigstens zum Theil vom Athmen abhängen. Wir lachen, weinen, seufzen, schluchzen, gähnen, niesen; sollte es nicht der Mühe werth seyn, auch über diese Äußerungen des Lebens und der Thätigkeit unsrer Theile etwas Gründliches zu wissen, zu erfahren, welche dabey vorzüglich wirksam sind. Der über das Thier so unnedlich erhabne Mensch hat sein Eigenthümliches im Ausdruck der Freude und des Schmerzens; er kann lachen und weinen. In beydem gab ihm sein Schöpfer, noch ehe er reden konnte, treue Dollmetscher seiner Wünsche und Bedürfnisse seines Wohlgefallens und Widerwillens. Die Verbindung seltsam contrastirender Dinge, das Sonderbare, Bizarre, Unerwartete eines launigen Gedankens, oder auch ein gewisser

Kitzel des Körpers erregt Lachen, das der stärkere Ausdruck der Fröhlichkeit ist. Besonders reitzt oft komischer Mißverstand zu einem herzlichen Lachen. Oder hätte wohl irgend einer unsrer Leser nicht herzlich mitlachen müssen, wenn er damahls, als der Graf Sagramoso bey der Gräfinn K—g mit einem Magister, der für einige Hamburger Naturalien einzukaufen herum reisete, zum Besuche war, gegenwärtig gewesen wäre. Um doch auch mit dem Magister ein Wörtchen zu sprechen, sagte der Graf zu ihm in gebrochenem Deutsch: „ick abe in Amburg eine Ant geabt, aber die ist mir gestorben." Er wollte von seiner seligen Tante reden. Der Magister aber, der den Kopf voll von Naturalien hatte, nahm Ant — für Ante und fragte dagegen: „Warum haben Sie sie nicht ausziehen und ausstopfen lassen?" — Das Lachen fängt, in so fern es zum Athemhohlen gehört, mit Einathmen an, worauf einige kürzere Ausathmungen erfolgen. Wird es lautes Gelächter, so geschehen neue Einathmungen, und zwischen jeder eine Ausathmung. Die verengerte Spalte des Luftröhrenkopfs und das schnelle Ausstossen der Luft erregt das Schallen des Gelächters. Die durch das Lächerliche belustigte Seele wirkt auf die Werkzeuge des Athem-

hohlens fast eben so, wie bey dem Weinen; daher auch Kinder oft plötzlich aus einem Zustande in den andern übergehen, so daß man kaum weiß, ob sie lachen oder weinen. Das Zwerchfell und die Bauchmuskeln sind beym Lachen in gleicher Thätigkeit; das Erstere steigt bey den Ausathmungen wechselsweise mit seinen Rippen in die Höhe, so daß diese Erschütterung in den Seiten sichtbar und fühlbar wird, und man diese stemmt oder hält. Bey gelindem Lächeln erfolgt das Athemhohlen wie gewöhnlich, und man kann es bloß für ein Spiel der Gesichtsmuskeln ansehen. Liegt aber gleich dem Lachen gemeiniglich Freude zum Grunde, so erregt deßwegen doch nicht jede Freude ein Lachen. Wer wird über ein gelungenes Kunstwerk, wie Zauners Joseph II., über eine edle That, wie Leopolds Aufopferung in den Fluthen der Oder, über die Entdeckung der neuen Planeten Pallas, Ceres, Hercules, durch Piazzi und Olbers, wer über den majestätischen Aufgang der Sonne auf der See, wer wird darüber lachen, so innig er sich über diese Gegenstände freuen mag? Und wird er nicht eben daher den sonderbaren Gedanken eines bekannten Theologen unaussprechlich lächerlich finden, der zugestand, der Erlöser habe lachen können, aber

bloß über die Bekehrung eines bußfertigen Sünders. Unendlich mannigfaltig sind die Stufen und der verschiedne Ausdruck des Lachens, worüber wir schon bey der wunderbaren Verschiedenheit und Beweglichkeit der Gesichtszüge einiges gesagt haben. Lebhafte Stimmung der Freude ist immer seine Hauptquelle, nur muß man das höfische, erzwungene Lachen, das gar kein Lachen ist, das furchtbare Lachen des Zorns und der Rache, und das traurige krankhafter Reitze ausnehmen. Oft ist der Reiß dazu unwillkührlich; wir vermögen ihm nicht zu gebiethen, und grausame Pädagogen ahnden oft dieses Zeichen jugendlicher Heiterkeit und einer frohen Stimmung, als ein Verbrechen. Auch ist nicht zu läugnen, daß dabey viel auf eine körperliche Disposition ankommt. Oft können wir uns des Lachens nicht erwähren, und wenn wir tausendmahl seine Quelle mißbilligen. Wenn Don Quixotte in den bittersten Thränen über seine Dulcinea von Toboso fast zerfließt, und Sancho unter einem Strome von Sprichwörtern, die aus ihm heraus sprudeln, erbärmlich geprügelt wird; wenn ein dummer Junge Krebse mit den Schalen ißt, daß ihm das Blut von den Lippen fließt, oder ein andrer, sey es auch ein Ehrenmann, sich mit höch-

ster Gravität neben einen Stuhl hinsetzt; wenn eine sonst uns ehrwürdige Person in ihrem Anzuge aus Versehen etwas Lächerliches ergriffen hat, oder wie Jener in den Gedanken seiner Frau Kopfzeug statt der Perrücke aufsetzt; wenn der zerstreute Terasson mit der Nachtmütze auf dem Kopfe und dem Hute unter dem Arm, voll von dem Streit über den Vorzug der Alten vor den Neuern, einher schreitet, und Brancas im Zimmer der Königinn unter einem Armleuchter durchgeht, und es nicht bemerkt, daß seine schöne Perrücke daran hängen geblieben ist: so lachen wir, und wenn wir auch tausendmahl uns sagen, wir sollten es nicht thun. Bey einigen Personen wirkt der Reitz des Lächerlichen stärker, bey andern schwächer, und die Geschichte nennt eine Menge Männer, die in ihrem Leben nie gelacht haben sollen, was, wenn sie sonst nichts Auszeichnendes an sich hatten, eben kein so großer Vorzug ist. Zuweilen ist das Lachen ansteckend, und man lacht bloß weil andre lachen. Gutmüthiges frohes Lachen stärkt durch die heilsame Bewegung des Zwerchfelles das Gefühl der Lebenskraft. Es gibt den Muskeln, die zur Verdauung gehören, einen wohlthätigen Schwung. Geistloses Lachen ist schal; einen Einfaltspinsel sich wie einen

Ball zuwerfen, oder einen Schmarotzer necken, um zu lachen, geschmacklos, und einen Hofnarren halten, wie sonst der Fall war, ist, wie Kant sagt, unter oder über aller Kritik. Zuweilen hat das Lachen schon treffliche Dienste gethan. Erasmus lachte sich an einem spaßhaften Buche im Küchenlatein, den Epistolis obscur. vir. gesund. Ein junger Mensch hatte einen Stich bekommen, und schon hatten ihn die Ärzte aufgegeben. Seine Cameraden wachten ihm. Nun schlief der jüngste unter ihnen ein, und die übrigen bemahlten ihm das Gesicht mit einer Lichtschnuppe ganz abscheulich. Jetzt sieht der Kranke die Mahlerey, und muß darüber so heftig lachen, daß drey Pfund Blut aus der Wunde floß, worauf erst Erleichterung und dann Genesung folgte. Dagegen aber soll sich Zeuxis über ein ihm äußerst gelungnes Gemählde von einem alten Weibe todtgelacht haben. Übrigens kommen auch selbst bey dieser alltäglichen Sache Erscheinungen vor, die man nicht so leicht erklären kann. Kann doch das Lachen eine Krankheit seyn. Ein widernatürlicher Reitz der Theile, die dabey thätig sind, kann, wie der Verfasser selbst schon ein Beyspiel sah, ein unaufhörliches, heftiges Lachen auch bey dem erregen, dem das Herz blutet.

Auch bey dem Ausdrucke des Schmerzens, dem Weinen, ist manches dunkel. Man kann seine physiologische Verwandtschaft mit dem Lachen, das ja auch zuweilen Thränen erpreßt, unmöglich verkennen, und fast gleiche Organe des Gesichts und andere Theile unsers Körpers sind dabey in Thätigkeit. Es fängt mit einem stärkern Einathmen an, auf welches abgesetzte, häufige Ausathmungen folgen; das Zwerchfell steigt schnell in die Höhe und sinkt nieder; und nicht selten endigt sich das Weinen in ein Schluchzen, das in plötzlichem stoßweisem Einathmen besteht. Solchergestalt wird die Luft aus dem Schlunde gestossen, indeß sich die Luftröhre verenget; die nun schnell zurückgezogne Luft stößt an die fest geschloßne Spalte, bringt den Schall hervor, den man beym Schluchzen hört, und es folgt darauf das Ausathmen. Daß ein krampfhafter Reitz der Zwerchmuskel dabey mitwirke, ist wohl gewiß. Aber ganz läßt sich das Wie? nicht erklären. Das Seufzen aber, das vom Schluchzen verschieden ist, besteht in langsamem Einathmen, wobey die Brust gehoben, langsam ausgedehnt, und mit einer Menge Luft angefüllt wird. Nur mätt zieht sich dann das Herz zusammen, und auf der Lunge scheint ein

Gewicht zu liegen, was von dem Blute herkommt, auf das Gram und Freude einen so merklichen Einfluß haben. Die Lunge ist während des langen Einathmens gespannt, und versagt dem in und vor dem Herzen angehäuften Blute den Durchgang, daher der Ausdruck: der Kummer liege Zentner schwer auf dem Herzen, sehr passend ist. Das Aechzen besteht in Fortsetzung eines klagenden Lautes, mit oftmahliger Wiederhohlung.

Nicht jeder Schmerz ist mit Thränen begleitet. Dieß geschieht nur dann, wenn die Vorstellungen der Seele auf die Nerven der Thränenwerkzeuge wirken, die sie nach ihrer eignen Kraft zusammen ziehen und die Thränen heraus pressen. Unser Schmerz kann bald zu stark, bald zu schwach für Thränen seyn. Gewohnheit, Standhaftigkeit, Kraft, sich zu fassen, haben hier einen außerordentlichen Einfluß. Ein heftiger, stummer Schmerz, der keine Thräne ins Auge kommen läßt, ist qualvoll, und erst wenn die Thränen reichlich fließen, wird er gemildert. Sie schwemmen gleichsam einen Theil des Schmerzens hinweg, indem alsdann das Spannen und Drücken des Herzens und des Zwerchfelles nachläßt. Und so wird das Weinen, in Vergleichung mit den vorigen Empfindun-

gen, ein angenehmes Gefühl. Auch auf diese Art sorgte die mütterliche Natur für unsre Gesundheit; die um ihren Gatten jammernde Witwe müßte vergehen, wenn sie ihre Thränen nicht reichlich fließen lassen, ihren Gram nicht ausweinen dürfte; und mit großem Rechte konnte der Dichter, der Deutschlands Ehre und Stolz ist, Klopstock, die Thränen anreden und ihnen zurufen: Euch gab die Natur dem menschlichen Elend weis' als Gesellinnen zu; wäret ihr nicht, und könnten ihr Leiden die Menschen nicht weinen, ach, wie ertrügen sie's da! Der Ägyptische König Psamentichus konnte über sein und seiner mit ihm gefangnen Kinder grausames Schicksal schlechterdings nicht weinen; aber reichlich flossen seine Thränen, als er seinen Freund und Tischgenossen betteln sah. „Mein und der Meinigen Elend, sagte er dem sich darüber verwundernden Kambyses, ist zu groß, als daß ich darüber weinen könnte; aber der gelindere Kummer über das Schicksal eines alten, so tief gesunkenen Mannes läßt mich weinen." Jenes erfüllte ihn mit Gram, der starr und stumm ist, dieses mit Wehmuth. Eine heftige Beklemmung fühlt der, der nicht weinen kann. Das sich anhäufende Blut schwellt das Herz, so daß seine Ge fäß

zu berſten drohen. Viridet fand bey einem Manne, den ein heftiger Kummer ſchnell getödtet hatte, das Herz zweymahl größer, als es hätte ſeyn ſollen, und die linke Herzhöhle voll geronnenen Blutes. Schwachheit, Reitzbarkeit, Empfindlichkeit kann auf reichliche Thränenſtröme einen großen Einfluß haben. Obgleich der Ausdruck, blutige Thränen, gewöhnlich nur bildlich gebraucht wird, ſo ſah man doch wirklich ſchon zuweilen eigentlich blutige Thränen. Ein Kind von 16 Monathen und ſehr vollblütiger Conſtitution, in Petersburg, ſchrie eine Zeit lang, worauf es drey- oder viermahl aus den Augen blutete. Wahrſcheinlich hatte die Anſtrengung einige Blutgefäße zerriſſen.

Eine unwillkührliche Bewegung der Unterkinnladen bringt das Gähnen hervor, das auf ein langes Einathmen mit geöffnetem Munde folgt. Auch den Schmerz und das Vergnügen kann eine Art von Gähnen begleiten; aber dann iſt es mit lebhaften, zuckenden Bewegungen begleitet. Schläfrigkeit und lange Weile erregen am häufigſten dieſes Ziehen und Aufſperren des Mundes, das durch ſeine Langſamkeit, durch ſein Gedehntes ein ungemein treues Bild der langen Weile iſt. Durch das Gähnen wird der Lunge eine gewiſſe Kraft gegeben,

das Blut fortzutreiben, und so kann es bey großer Schwäche wohlthätig werden. Auf eine sonderbare Art steckt das Gähnen an, erregt bey andern die Ideen eines ähnlichen Zustandes, und setzt nun die nämlichen Organe in Bewegung. Auch das Erröthen gehört zu den unwillkührlichen Erscheinungen in unserm Körper. Scham und Zorn, Freude und Überraschung können plötzlich das Blut in unsere Wangen treiben, und sie, ganz gegen unsern Willen, zu Verräthern dessen machen, was in unserm Innern vorgeht. Ein Augenblick Überlegung reicht hin, unsern Gesichtsmuskeln die Richtung zu geben, die uns beliebt; aber über unsere Farbe vermag sie nichts. Sie ist Wirkung des Bluts, das aufwärts gepreßt wird, wobey das Herz und der Zwerchmuskel Antheil haben. Höchst ehrwürdig ist das Roth der Schamhaftigkeit; sie ist Zeichen des höhern Menschenadels, und zeugt von einem unverdorbenen Gemüthe. Das Keuchen ist eine Folge des beschwerlichen Durchgangs des Bluts durch die Lunge, wenn eine sehr heftige Bewegung ein zu starkes Zuströmen desselben hervor bringt. Ein gewisser Reitz des Zwerchfelles, der Lunge, des Schlundes, der Luftröhre bringt Husten hervor, der in starkem, stoßen-

dem Aus- und Einathmen und in einem Bestreben, die Ursache des Reitzes hinwegzuschaffen, besteht. Ein einziger, starker Athemzug, worauf ein heftiges Ausathmen erfolgt, und wobey die Luft zum Theil durch die Nasenlöcher mit Geräusch heraus gestossen wird, ist das Niesen. Es kann für den Körper höchst wohlthätig, aber auch sehr nachtheilig seyn. Merkwürdig ist die Verbindung, in der die Nase mit der Lunge steht, indem ein schwacher Reitz in jener einen Kitzel in dieser hervor bringt, sie zum Ausdehnen reitzt und Niesen veranlaßt. Dieß wissen alle, die ihre Nasen-Nerven noch nicht durch den beständigen Gebrauch des Tobaks abgestumpft haben. Schon im grauesten Alterthume verliert sich die Gewohnheit, dem Niesenden Glück zu wünschen. Wagt doch selbst Aristoteles, der vor mehr als 2000 Jahren lebte, nicht, den Ursprung dieses Gebrauchs anzugeben. Er erklärt ihn aus der Achtung, die man vor dem Haupte, als dem edelsten Theile des Menschen trug. Lieblich dichtete die Mythologie, Prometheus habe dem noch leblosen Menschen, da er ihn schuf, eine Flasche mit Sonnenstrahlen unter die Nase gehalten. Leben und Wärme sey nun in alle Glieder, Nerven und Fibern gedrungen, und ein starkes

Niesen das erste Zeichen des Lebens gewesen. Voll Freude über das gelungene Werk habe Prometheus dem Menschen Glück gewünscht, und dieser hätte nun aus Dankbarkeit diese Gewohnheit auf die Nachwelt gebracht. Die Rabbiner fabelten: Gott habe die Einrichtung getroffen, daß der Mensch nur einmahl in seinem Leben niesen und dann sterben sollte. Der Patriarch Jakob bethete zu Gott um Abänderung dieses harten Gesetzes. Er niesete und — starb nicht, und von dieser Zeit an, meinten sie, sey es natürlich gewesen, die Formel, wohl bekomm es! einzuführen. Bey den Griechen war der Wunsch: Jupiter erhalte dich, und bey den Römern: Bleibe gesund, allgemeine Sitte. Man sagte es sogar zu sich selbst. Denn ein altes Epigramm macht sich über die Nase des Proclus lustig, die so lang wäre, daß er sich nicht niesen hörte und also nicht zu sich sagen könnte: Gott helfe! Fast alle Nationen der Erde haben diesen Gebrauch, den aber die Quacker abgeschaft haben. Wenn der König von Monomotapa nieset, so machen Signale, vielleicht jetzt Telegraphen, es überall bekannt, und die ganze Luft ertönt von Glückwünschen. Wie so ganz ähnlich ist dieser Stolz dieses barbarischen Fürsten einer ähnlichen Hof-Etiquette eines

andern, wenn er satt ist, mit großem Gepränge bekannt machen zu lassen, daß nun auch die andern Monarchen und Fürsten der Erde zur Tafel gehen dürfen. Der Aberglaube, das Niesen für eine Vorbedeutung des Gelingens seiner Unternehmungen zu halten, ist von hohem Alterthume. Xenophon hielt einst eine Rede an seine Armee, und schlug eine gefahrvolle Expedition vor. Ein Soldat nieſete. Jetzt hatten die Götter gesprochen und Xenophon brachte ihnen nun ein Dankopfer für dieses glückliche Zeichen. Aber auch zu Tode kann man sich niesen. Dieses Schicksal hatte einst ein Kind. Drey Tage lang war es an einem Fieber krank, als ein fürchterliches, in einer Stunde wohl hundertmahl wiederhohltes Niesen ausbrach, das keinem Heilmittel wich. Nach zehn Tagen erfolgte der Tod unter beständigem Niesen. Auch andere gefährliche Zerrüttungen im Innern kann das Niesen hervorbringen.

Achter Abschnitt.

Inhalt.

Sonderbare Erscheinungen, die die Wirkung der Einbildungskraft im Körper, und die Zerrüttung desselben in der Thätigkeit des Geistes hervor

bringen kann. Wahnsinn; seine Entstehung, Unempfindlichkeit und Körperstärke, die ihn begleiten. Wahnsinn bey gebildeten Menschen häufiger. Seine Stufen von der Grillenkrankheit bis zur Raserey. Fixe Vorstellungen. Macht der Einbildungskraft über den Körper und seine Functionen. Fasse's Einbildung. Vollkommne Klugheit bey einer aberwitzigen Idee. Behandlung der Wahnsinnigen. Verlust der Personalität. Vervielfältigte Personalität. Künstlicher Wahnsinn des Trunkenen und des Opium-Essers. Ihre Desorganisation und ihr elender Tod.

Größten Theils wohlthätige Wirkungen und Erscheinungen im menschlichen Körper, die durch die Thätigkeit seiner Organe hervorgebracht werden, waren es, die uns im vorigen Abschnitte beschäftigten. Aber wir kommen jetzt zu einem unbeschreiblich traurigen Zustande. Wir sollen den Menschen tief gesunken, sollen ihn bis zum unverständigen, ja wilden Thiere erniedriget sehen. Übergehen können und dürfen wir diesen unglücklichen Zustand in Unterhaltungen über den Menschen und seinen Körper nicht; denn theils ist er Folge einer Zerrüttung im Körper und in seinen Organen, weil ein Wahnsinn der Seele sich gar nicht denken läßt; theils wüßten wir nichts, was mit feurigerm

Danke gegen die Gottheit für die freye Thätigkeit aller Werkzeuge und mit einem lebendigern Eifer, alles, was in ein solches Labyrinth führen würde, zu vermeiden, erfüllen könnte, als die Erinnerung an Wahnsinnige und Verrückte.

Was ist Wahnsinn überhaupt, ohne Rücksicht auf die mannigfaltigen Abstufungen desselben? Doch wohl jener traurige Zustand, in dem die Vernunft eben so wenig, wie bey einem Schlafenden oder Trunknen, die freye, gänzliche Herrschaft hat, obgleich die äußern Sinne ihre Dienste vollkommen thun können. Diese führen dem Unglücklichen, wie sonst, Bilder, Töne, kurz, alle die Eindrücke, die wir im gesunden Zustande von außen empfangen, zu; aber die Zerrüttung in seinem Innern läßt ihn die empfangenen Eindrücke nicht so aufnehmen, vergleichen, beurtheilen, ordnen, wie er sollte. Mag sich auch das Bild auf seiner Netzhaut ganz so darstellen, wie bey dem gesunden, vernünftigen Menschen; es vermengt sich mit der Menge derer, die die gemeinschaftliche Vorrathskammer enthält; es entsteht eine verwirrte Vorstellung in ihm, und seine äußerlichen Handlungen, seine Äußerungen und Urtheile stehen in keinem Verhältnisse mit den Gegenständen selbst. Sey

die Quelle des Wahnsinnes physisch oder moralisch, möge die Desorganisation von einer Zerrüttung im Körper, oder von einer heftigen Leidenschaft herrühren, immer ist der Erfolg in der Rücksicht der nähmliche, daß eine Störung der Wechselwirkungen zwischen Seele und Körper wahrzunehmen ist, daß der gehemmte regelmäßige Einfluß dieses auf jene, und jener auf diesen eine traurige Verwirrung veranlaßt. Ja, diese kann so hoch steigen, daß der beklagenswürdige Rasende noch tiefer, als das Thier sinkt, daß nicht nur kein wohlthätiger Strahl der Vernunft in die Nacht seiner Vorstellungen dringt, sondern daß auch sogar der so wohlthätige Trieb der Selbsterhaltung, der bey der Auster und dem Faulthiere unverkennbar ist, in ihm schweigt, und daß er gegen sich selbst und sein Geschlecht wüthet. Er achtet gar nicht auf das, was seine Organisation zerstören würde, kann die peinigendsten Schmerzen, ohne eine Empfindung davon zu äußern, ertragen, und Feuer, Wasser, Eisen haben für ihn nichts Schreckliches. Hielte man ihn nicht zurück, er würde sich gleichgültig von ihnen zernichten lassen. Seine Körperkraft ist furchtbar, und seine übrige Gesundheit vermag Stürme und Anfälle zu ertragen, die sie sonst un-

ausbleiblich zerstört haben würden. Nicht selten ist dem Wahnwitzigen eine Unempfindlichkeit eigen, die an Wunder gränzt. Aderlässen, Purganzen, Brechmittel und noch manche andere Dinge, in einem Grade, wie sie der stärkste Mann nicht auszuhalten vermocht hätte, wurden bey einer mehr als sechzigjährigen Wahnwitzigen angewendet, ohne daß sie ihr sichtbar geschadet hätten. Man gab ihr 28 Gran Jalappenharz, und die Wirkung war schwach und ohne Schmerzen. Man rieb an den Waden mit Bürsten fast die Haut weg, bestrich die wunden Stellen mit Weinessig und gesalzenem Sauerteige, erneuerte alle 8 Stunden auf der so empfindlich vorbereiteten Stelle starke, Spanische Fliegenpflaster; und nicht eine Spur von Empfindung, nicht ein Bläschen war zu sehen. Welche Kälte kann nicht der Rasende ausstehen? In dem furchtbaren Winter 1740 saß ein solcher immer nackend, streckte durch die eisernen Stäbe seines düstern Behältnisses die Füße ins Freye, so daß sie mit Schnee bedeckt wurden, machte sich eine Mütze von Schnee, und doch fand man auch nicht eine Zehe bey ihm erfroren. Schneiden, Stechen, Brennen achten viele Wahnsinnige nicht, Hunger und Durst können sie lange ertragen; denn ihre einzige herrschende Idee scheint jede

andre zu verschlingen. Und eben diese Unempfindlichkeit mag zu der Riesenstärke beytragen, die mancher Rasende hat. Ihm vermögen mehrere vereinigt kaum Widerstand zu leisten. Er zerbricht Ketten, und stürzt alles nieder, was ihm im Wege liegt. Alle moralischen Gefühle scheinen aus seiner Seele gewichen zu seyn. Kein Gedanke an die Gottheit, keine Erinnerung an Pflichten und an gesellschaftliche Verhältnisse, keine Spur von Schamhaftigkeit, Reinlichkeit, Mitleiden und vernunftmäßiger Thätigkeit ist bey dem Unglücklichen zu finden, und er würde, wenn er nur könnte, wenn ihn nicht Fesseln hielten, alles um sich her, wie sich selbst, zernichten, ja mit den Zähnen zerreißen. Heftiges, nicht zu befriedigendes Verlangen, schrecklich getäuschte, leidenschaftliche Erwartung, gedemüthigter Hochmuth, zu starke und schnelle Eindrücke von Freude und Furcht können, außer der Verletzung gewisser organischen Theile, diese betrübte Folge haben. Aber höchst merkwürdig und gewisser Maßen niederschlagend ist es, daß unter wilden Völkern der Wahnsinn weit seltner, als unter civilisirten, und daß unter diesen der Gebildetere ihm weit mehr, als der Rohe, Ungebildete ausgesetzt ist. Lenz, Wezel und Schulz, drey

in der schönen Literatur geachtete Nahmen, gehören unter die neuern Beweise von Wahnsinn vorzüglicher Köpfe, denen gewiß der Menschenfreund der ihr trauriges Schicksal erfuhr, eine wehmüthige Thräne weinte. Aber es ist auch sehr begreiflich, daß ein ruhiges, leidenschaftloses, unter körperlicher Anstrengung hingebrachtes Leben nicht so leicht in jenen unglücklichen Zustand stürze, als Reichthum an Gedanken, Fülle der Einbildungskraft, Wechsel der Leidenschaften, und tiefsinnige Speculation.

Höchst verschieden sind die Gestalten, in denen der Wahnsinn erscheint, zahllos seine Stufen. Nicht immer hat er die fürchterliche Gestalt, von der wir einige Züge angeführt haben, und zwischen Grillenkrankheit, oder Hypochondrie, die auf das Zirpen der Hausgrille sorgenvoll horcht, und darin eine ängstigende Bedeutung findet, woher sie auch ihren Nahmen haben mag, bis zur Wuth, in der keine Spur der Menschenwürde mehr zu finden ist, sind der Abstufungen unendlich viele. Man kann, wie Kant es that, Tiefsinn und Trübsinn, Irrereden, Verrückung, Unsinn, Wahnwitz, Aberwitz, Tollheit und Wuth als verschiedne Erscheinungen dieses unglücklichen Zustandes ansehen; oft aber

geht eine in die andre über. Der Tief- und Trübsinnige haftet an düstern Bildern, zieht sich in sich selbst zurück, und ist geneigt, sich selbst zu quälen. Der ohne Fieber, ohne kranke Zufälle, Irreredende ist ein Verrückter. Der Unsinnige vermag seine Vorstellungen nicht in den Zusammenhang zu bringen, der zu ihrer Wirklichkeit auch nur möglich ist. Er plaudert unaufhörlich, aber man weiß nicht, was er sagen will. Mit Vernunft raset der Wahnsinnige; in dem, was er sagt, ist Zusammenhang; es würde seinem Verstande sogar Ehre machen, wenn nur das, wovon er ausgeht, Wahrheit, wenn es nicht Wahn wäre. Von dieser Art sind die, die allenthalben Feinde und ihnen gelegte Schlingen bemerken; sie beweisen in der Auslegung der unbefangensten Handlungen oft einen großen Scharfsinn. Urtheilen diese oft ganz richtig, nur aus falschen Vordersätzen, so fehlt es dagegen bey dem Wahnwitzigen an der Urtheilskraft. Ähnlichkeiten reißen ihn von einem Gegenstande zum andern hin; er verwechselt unaufhörlich Begriffe, und bindet Dinge zusammen, die unendlich weit auseinander liegen. Der Aberwitzige hat sich überstiegen. Er hat die Quadratur des Cirkels und das Geheimniß der Dreyeinigkeit, und die Deu-

tung der Offenbarung Johannis ergründet, und seine stille Speculation und stolze Selbstgenügsamkeit, mit der er auf andre herab sieht, machen ihn sehr unschädlich. Daß aber in diesen verschiednen Gestalten des Wahnsinnes überhaupt viel Unerklärlich, daß es unbegreiflich sey, wie da der Körper auf die Seele, und diese auf jenen wirke, das wird noch lange dem Philosophen und Psychologen Stoff zum Denken und Forschen geben. Kann man doch durch Kunst für einen Augenblick gewisse Erscheinungen hervor bringen, die eine Art von Wahnsinn sind. Helmont hatte nach einer gewissen Dosis Napell, einer Giftwurzel, alle Mahl die Empfindung, als ob seine Denkkraft im Magen wäre. Ein andrer Arzt nahm Kampher in steigender Quantität, und es kam ihm vor, als ob auf der Straße ein großer Tumult wäre. Und welche Wirkungen das Opium habe, wie es auf die Einbildungskraft wirke, wie sein fortgesetzter Gebrauch es endlich zum Bedürfnisse mache, haben wir schon oben erwähnt. Aber bey aller Verschiedenheit des Wahnsinnes, wenn wir diesen Ausdruck als Gattungsnahmen gelten lassen wollen, liegt immer eine gewisse Lieblings-Idee zum Grunde. Entdeckt man diese, und weiß man sich in sie zu fügen, so kann

man auf den Unglücklichen unvermerkt wirken, kann sein Vertrauen gewinnen; da hingegen Widerspruch ihn reizt und erbittert. Im Anfange brütet er in dumpfer Stille darüber; sie wurzelt immer tiefer und scheint alle andre Vorstellungen zu verschlingen, oder sich mit ihnen auf eine abenteuerliche Art zu vermischen. Sie mit Gewalt oder Gründe bekämpfen wollen, ist umsonst, verschlimmert das Übel; aber zärtlicher Antheil an dem vielleicht eingebildeten Schmerz, zuvorkommendes Wohlwollen, gütige Aufnahme seiner Thränen und Klagen, entgeht dem Unglücklichen nicht. Es entsteht in ihm, nachdem er sich lange in dem kleinen Kreise Einer Vorstellung unaufhörlich herum gedreht und ermüdet hat, ein Bedürfniß nach sanftern, tröstendern Vorstellungen, und Liebe und Schonung können, unterstützt von dem Rathe eines einsichtsvollen Arztes, die Heilung vollenden. Oft gelingt diese, besonders dann, wenn die Verrückung Folge einer kranken, regellosen Einbildungskraft ist, wobey der Unglückliche den Lauf seiner Vorstellungen gar nicht in seiner Gewalt hat, durch eine andre Einbildung oder falsche Vorspieglung. Überhaupt ist die Wirkung der Einbildungskraft auf den Körper und die Functionen seiner Theile

außerordentlich groß. Kannte ja der Arzt Bonetus ein Mädchen, bey welchem der Traum, sie habe Rhabarber einnehmen müssen, vollkommen so wirkte, als wäre dieß wirklich geschehen; und einen Mann, dem er, statt der Purgier-Pillen, worauf er drang, übersilberte Pillen von Semmelkuchen gab, die eine sehr starke Wirkung hervor brachten. Alles kann den Menschen seine Einbildungskraft bereden. Sie mahlt ihm Dinge vor, wovon nicht eine Spur zu sehen ist, läßt uns oft das deutlich vor uns erblicken, wovon unsre Seele voll ist, und wenn eine Dame durch ein Teleskop den Schatten von zwey Verliebten im Monde bemerkt, so weiset sie ein Pfarrer, da er nun durch das Teleskop sieht, zurechte und sagt: Sehen Sie denn nicht, daß es die zwey Glockenthürme einer Hauptkirche sind? Die Hauptrolle mag bey mehrern Arten des Wahnsinnes die Einbildungskraft spielen. Gab es doch Menschen, die, ohne krank zu seyn und ohne Fieberhitze, bey völlig geraden Nasen, eine schiefe, und bey einem schmächtigen Bauche die Bauchwassersucht zu haben glaubten. Hufeland kannte eine Dame, die man nur mit einiger Aufmerksamkeit nach einem örtlichen Zufalle fragen durfte, und sogleich entstand er. Fragte man nach Krämpfun-

gen, so fanden sie sich ein, nach Schluchzen, und es war da. Damokles Hippocratikus ließ sichs nicht ausreden, er sey stockblind; ein andrer hielt sich für einen Strohhalm und wollte sich nicht bücken; und in der unvergeßlichen Schreckens-Periode in Paris verrieth ein Unglücklicher, der über den Verlust alles dessen, was ihm lieb und theuer gewesen war, wahnsinnig wurde, dieß bloß dadurch daß er standhaft dabey blieb, er sey guillotinirt. Glücklich heilte der Arzt Philodotus einen Menschen, der sich einbildete, er habe keinen Kopf, dadurch, daß er ihm einen bleyernen Hut aufsetzte, und einen andern, der einen Nagel verschluckt zu haben glaubte, befreyte er dadurch von seiner ihn furchtbar marternden Vorstellung, daß er ihm ein Brechmittel gab, und unter das, was von ihm kam, heimlich einen Nagel steckte. Zahllos sind die Beweise von der Macht der Einbildungskraft, in den Erfahrungen der Aerzte. Boerhave hatte einen Schüler, der sich jede Krankheit, die sein Lehrer vortrug, zu haben einbildete, und darüber zum Skelet abzehrte, und ein anderer bildete sich ein, gestorben zu seyn, und würde seinen Wahn durch Hunger in Erfüllung gebracht haben, wenn ihn nicht sein Freund beredet hätte, es sey in der an-

dern Welt auch Sitte zu essen. Ja beweisen nicht alle die bedaurungswürdigen Ofer der Furcht, die ihnen durch Träume, die sie für bedeutend hielten, durch Vorhersagungen von elenden Chiromanten und Kaffeh-Satz-Prophetinnen, durch Ahnungen eingeflößt wurde, die zerstörende Kraft der Einbildung? Zwar hat sie nicht immer so bedenkliche Folgen, aber die Stärke, mit der sie zuweilen den Menschen von dem, wovon doch keine Spur vorhanden ist, überzeugen kann, verdient als eine merkwürdige Verirrung des Verstandes angesehen zu werden. Bildete sich doch der Weber Schönfeld, in Berlin, fest ein, er habe einen Schatz von 200 Millionen gefunden. Weil er ihn aber allein zu heben nicht im Stande gewesen wäre, so habe er andern sein Glück entdeckt. Von diesen sey nun der Schatz allein gehoben, und ihm abgeläugnet worden. Mit der größten Unbefangenheit erzählte er, wer davon bekommen habe, und würde auf seine Aussage gestorben seyn. Welches Aufsehen erregte nicht die Erzählung des übrigens sehr redlichen Bauernknechts Fasse, der 11000 Thaler gefunden, und dem Amtsrathe Radenfeld in Bracke in Verwahrung gegeben haben wollte. Drey Jahre nachher (1799) forderte er sie zurück. Anfangs hielt ihn der Amts-

rath für verrückt. Allein nicht eine Spur weder von Wahnsinn, noch von Bosheit war an dem Menschen zu finden. Um seiner Ehre und Familie willen mußte der Amtsrath die Sache dem Criminal-Gerichte in Lemgo übergeben. Umsonst bearbeiteten den Bauern Doctor Scherf und Pastor Dreves mit Einsicht und Beharrlichkeit, umsonst forschten die Richter mit Güte und mit Strenge; er blieb bey seiner Aussage, in der übrigens manche Widersprüche, wohl aber nicht einen Schatten von gründlichem Verdacht gegen den Amtsrath enthalten war. Man konnte sich die Sache nicht anders als folgender Maßen erklären. Fasse hatte wirklich vor drey Jahren neun Thaler gefunden. Bald darauf fiel er in ein Fieber, in welchem er zum ersten Mahle in seinem Leben träumte. Da mag sich ihm dann ein größerer Fund, und der Amtsrath und das alles so deutlich und lebhaft dargestellt haben, daß er wachend immer noch daran glaubte, und nun ging es dem armen Menschen ungefähr wie Pope'n mit seinem Spanier.

Höchst merkwürdig ist die Erfahrung, daß Wahnsinnige, die in gewissen Dingen den Gebrauch ihres Verstandes offenbar nicht haben, in andern dagegen in vollem Besitze ihrer Seelenkräfte sind.

Man hat Proben von seltnem Witze, richtiger Beurtheilungskraft, glücklichem Gedächtnisse, schneller Beobachtungsgabe, unbegreiflicher Vorhersagung künftiger Dinge von Wahnwitzigen gehört. In vielen Jahren hatte ein solcher keinen Kalender gesehen, und ohne Irrthum gab er jedes Mahl den Tag, an dem man ihn fragte, richtig an. So verwaltete Professor Titell, in Jena, sein Amt mit Treue, und hielt sehr gute Vorlesungen bis auf die Idee, er sey Römischer Kaiser. So bald etwas mit dieser seiner herrschenden Vorstellung in Berührung kam, dann sprach er als Herrscher, gab Gesetze, ließ Armeen ins Feld rücken. An den drey berühmten Männern Tasso, Pascal, und dem Mahler Spinello war auch nicht eine Spur von Verrücktheit wahrzunehmen; und doch blieb Tasso fest dabey, es erscheine ihm ein Geist, der oft mit ihm spräche, obgleich er selbst das ganze Gespräch allein führte; Pascal war nicht davon abzubringen, zu seiner Linken sey ein feuriger Pfuhl; und Spinello hatte im Sturze der Engel einen Teufel so häßlich gemahlt, daß er nun Zeitlebens behauptete, dieser Teufel sitze immer neben ihm, und mache ihm Vorwürfe, daß er ihn, den Häßlichen, noch häßlicher gemahlt hätte. Der gelehrte, wahr-

haft einsichtsvolle Harrington hätte sein Leben für die Behauptung gelassen, daß sein Körper eine Materie in Gestalt von Bienen, Fliegen, Vögeln ausdünste. Unausgesetzt und ohne irgend eine Spur von Wahnsinn besuchte Capitain Hamilton die Parlaments-Versammlungen, nur unterbrach er öfters, ohne einen Grund anzugeben, den Redner mit den Worten: es ist nicht wahr! Pinel erzählt von einem Menschen, bey dem zuweilen Perioden von Wuth, mit einem furchtbaren Blutdurste begleitet, eintraten. Aber ihm blieb auch dabey sein moralisches Gefühl, seine Überzeugung von der Unrechtmäßigkeit des Mordes, und er bath einst dringend seine Frau, ehe er verwahrt wurde, sich plötzlich zu entfernen. Oft schon hatten Fremde in Tollhäusern Menschen zu Führern, die sie sehr vernünftig unterhielten, ihnen die verschiednen Einbildungen der daselbst Aufbewahrten bekannt machten, und dann auf einmahl mit ihrer eignen tollen Vorstellung hervor rückten, so, daß die Fremden staunend dastanden, und über den plötzlichen Übergang von dem vernünftigsten Gespräche zur höchsten Unvernunft sich nicht genug verwundern konnten. „Hier haben wir noch, sagte einst ein solcher Führer zu einem Reisenden,

den er im Amsterdamer Tollhause herumführte, hier haben wir noch ein Paar recht große Thoren. Dieser hier hält sich für Gott den Vater, und dieser dort für Gott den Sohn. Aber davon müßte doch ich als der Heil. Geist auch etwas wissen." Wirklich war dieß die herrschende Idee jenes guten, harmlosen und verständigen Menschen, dem man das Herumführen der Fremden ganz wohl anvertrauen konnte. Nicht so ganz war dieß der Fall mit einem andern solchen Führer. Ohne daß der Fremde etwas von seiner Verstandesverwirrung hätte ahnen können, führte er denselben, der herrlichen Aussicht wegen, auf die höchste Gallerie. Spring, so sagte er ihm nun, mit erschütternder Festigkeit, spring, wenn du Glauben hast, hier hinunter, oder ich werfe dich hinab. Seine Angst verbergend antwortete der besonnene Fremde: „die Kunst, hinab zuspringen, ist bey weitem nicht so groß, als hinaufzuspringen. Die will ich versuchen." Jetzt eilte er die Treppe hinab, indeß der Verrückte den Sprung erwartete, und nun sprang er zwar nicht hinauf, wohl aber zum Tollhause hinaus. Schon öfters sah man von Wahnsinnigen Handarbeiten, die sie nie gelernt hatten, mit großer Geschicklichkeit ausführen, und die sie im gesunden Zustande zu leisten nicht fähig waren.

Nicht ganz können wir von der Behandlung schweigen, die die Wahnsinnigen fast in allen gebildeten Staaten erfahren; und, o wie tief stehen wir in dieser Rücksicht unter den ungebildeten Völkern, auf die wir mit stolzer Verachtung herabblicken. In ganz Asien wird der unglückliche Verrückte als ein unverletzliches Wesen angesehen. Man spricht immer mit der Güte und Achtung zu ihm, die man dem Elende schuldig ist, und würde den verabscheuen, der sich erlaubte, eines solchen Unglücklichen zu spotten, ihn zu mißhandeln. Ihm eine Freystätte geben zu können, schätzt man sich glücklich; allgemein glaubt man, er bringe den Segen des Himmels ins Haus, und dieses heilige, ehrwürdige Vorurtheil, das auch in Absicht der Cretinen in Savoyen herrscht, verschafft ihnen überall die liebevolleste Aufnahme. Dieß mag auch Schuld seyn, daß sie in jenen Gegenden weit nnschädlicher sind, und durch die wohlthätige, alles lindernde Zeit und die zarte, schonende Behandlung, öfter als bey uns, wie aus einem langen Traume zum Verstande, zur Besinnung zurückkehren. Wir hingegen, ach! der Verfasser vermag es vor Wehmuth kaum niederzuschreiben, wir machen den Thoren rasend, den Schwärmer unsinnig. Unsre Unge-

duld, unsre Härte, unser ewiger Widerspruch, unser Spott, unsre polternde Verweigerung ihrer heftigsten Wünsche, reizt erst ihre Wuth und verwandelt einen vielleicht sonst vorübergehenden Blödsinn in eine unheilbare Seelenkrankheit. Wir geben sie dem Muthwillen der Kinder und der Wildheit gieriger Aufseher Preis, die für eine geringe Abgabe die Unglücklichen zu einem Schauspiele dummer Neugierde machen. Ketten, Schläge, erschütternde Drohungen, Hunger und abscheuliche Kost, abergläubisches, kreuzweises Aderlassen — das sind unsre sanften Heilmittel. Kommen lichte Augenblicke im Zustande dieser Unglücklichen, so muß sie der Anblick der gräßlichen Wände ihres Kerkers, in den das tröstende Licht des Himmels nur sparsam dringt, das Geheul rasender Nachbaren, das Klirren ihrer Ketten, die Scham über Nacktheit, und das unverschämte Gaffen und Fragen fühlloser Zuschauer in neue, heftigere Ausbrüche stürzen (*).

(*) Der Verfasser spricht hier aus Erfahrung. Vor mehreren Jahren besuchte er Berufes wegen geraume Zeit ein Tollhaus, auf das jenes gräßliche Gemählde Zug für Zug paßt, und mußte manchen Unglücklichen gegen Muthwillen in Schutz

Gottlob, daß in unsern Tagen die Blicke edler Menschenfreunde, die Menschenelend zu mildern

---

nehmen. Damahls bath er schon im Nahmen der leidenden Menschheit um ein heiteres Reconvalescenten-Zimmer für die, die zum Bewußtseyn ihrer selbst zurückzukehren anfingen, bath um einen freyen Platz zur Bewegung, und um einen verständigen, menschenfreundlichen Aufseher — aber er bath umsonst. Sie, die Elenden, für die er sich verwendete, sind nebst denen, bey welchen er für sie sprach, nun alle schon in einer andern Welt, und gewiß würden jetzt diese, bey allen ihren Verdiensten, mit noch mehr Wonne an ihren Wirkungskreis auf dieser Erde zurückdenken, wenn sie auch diesen Beytrag zu Minderung des Menschenelends zurückgelassen hätten. — Fallen aber diese Blätter in die Hände derer, die helfen können; so bittet, so beschwört er sie bey dem, was vernünftigen Wesen am heiligsten ist, bey den Rechten der Vernunft und den Gefühlen der Menschlichkeit, seine Verwendung für jene Unglücklichen nicht fruchtlos seyn zu lassen. Man spreche nicht von vergrößertem Aufwande! Steigt nicht der wahre Reichthum eines Liebeshauses in dem Grade, als es seine Bestimmung erfüllt? Und ist nicht ein der Vernunft, der Menschheit und seiner Familie wieder gegebner Unglücklicher ein reellerer Erwerb, als ein Capital, das man zurücklegt?

suchen, auch in jene finstern Gemächer fielen, und daß hier und da zweckmäßige Anstalten zu Verbesserung ihres traurigen Schicksals getroffen worden sind. Für uns selbst kann die Erinnerung an diese Unglücklichen immer lehrreich werden, damit wir durch Vernunft unsre Leidenschaften beherrschen. Und was könnte wohl unsern Stolz mehr demüthigen, als der Gedanke, wie eine Stockung im Gehirn, ein Schleim in den Gedärmen, ein kleines Samenkorn hinreiche, uns von unsrer Höhe herab zu stürzen, uns den Gebrauch unsrer Vernunft zu rauben, und wie vielleicht etwas Kampfer uns denselben wieder geben könne?

Hierher gehört wohl auch noch eine sonderbare Erscheinung, die man in das Gebieth des Wahnsinnes, der Geistesabwesenheit, der Verstandesverwirrung rechnen kann, und die häufig mit ihnen verbunden ist. Wir meinen die Erfahrung, daß der Mensch durch irgend eine Störung in der Thätigkeit seiner Lebensgeister, durch eine andre Richtung, die sie erhalten, das Bewußtseyn seines gegenwärtigen Zustandes, ja seiner ganzen Persönlichkeit verlieren kann. So lag der in der Schlacht am weißen Berge bey Prag (1620) schwer verwundete General Pappenheim unter den zahlreichen

Opfern dieses blutigen Tages, und war sich zwar seines Daseyns, nicht aber seines Zustandes bewußt. Er hielt sich für todt, zweifelte aber mit sich selbst, wohin er in der andern Welt versetzt worden sey. „Im Himmel, dachte er bey sich selbst, kann ich nicht seyn. Denn ich fühle nichts von Freuden. In der Hölle auch nicht, da ich keine Schmerzen leide. Vermuthlich befinde ich mich an einem dritten Orte, vielleicht im Fegfeuer. Ich muß mich nur umsehen, was ich da für Gesellschaft habe." Jetzt strengt er sein ganzes Wesen an, um sich umzuwenden, und diesem Versuche allein hatte er es zu verdanken, daß man ein Zeichen des Lebens an ihm bemerkte, und ihn unter den Todten hervor zog. Wie oft glaubte ein Wahnsinniger ein ganz andrer zu seyn, als er wirklich war, schmückte sich im Irrenhause mit Krone und Ordensband, gab Bescheide, und ertheilte Würden. Ja manchmahl sah man einen sich als mehrere Personen zugleich denken. Aus dem Tagebuche eines Arztes, der einen andern Arzt an einer langwierigen Krankheit zu behandeln hatte, führen wir die höchst merkwürdige Erscheinung an, daß der kranke Arzt sich allein für drey Personen hielt. Er litt an dreyerley, an Engbrüstigkeit, am Durch-

liegen in der Gegend des heiligen Beins, und an einem brandigen Fuße. Diese drey Übel hielt er für drey Personen. Das erste nannte er das alte Weib, das zweyte den Unter-Officier, das dritte das kleine Kind. Bey allen übrigen Zeichen eines vollkommen gesunden Verstandes sprach er nie anders von diesen drey Leiden, als unter den Nahmen, die wir angeführt haben. In den letzten Tagen seiner Krankheit nannte er den Spuckkasten beständig den blechernen Brief. So war ein andrer Kranker durchaus nicht zu überzeugen, daß nicht ein andrer neben ihm läge. Bald hielt er diesen für sich selbst, bald für einen andern. Er bildete sich zuweilen ein, sein Bettgenosse sey völlig gesund, und haßte ihn deßwegen bitter, besonders daß er ihm einen Theil des Platzes wegnähme, und war vorzüglich dann über ihn aufgebracht, wenn er ihn für sich selbst hielt, daß er, da er doch nichts vor ihm voraushätte, gesund sey. Und wer wollte alle die sonderbaren Wirkungen, welche die Krankheiten des Körpers schon oft in der Einbildungskraft, im Erinnerungsvermögen hervor gebracht haben, anführen? So war ein Kranker fest überzeugt, sein Kopf sey voll Billard-Kugeln, ein andrer seine Nase sey gespalten, und wieder ein andrer konnte die

rechten Worte zu seinen Begriffen durchaus nicht finden, wie das selbst dem ehrwürdigen Spalding einmahl begegnete. Wer kann es begreifen, wie der Wahnsinn ein erbliches Familien-Übel werden könne, wie in der Familie Grothausen? Und wer weiß nicht, daß es auch eine künstliche Art von Wahnsinn gebe, den die Trunkenheit hervor bringt, und der mit dem Nüchternwerden wieder Abschied nimmt. Sah man doch schon Trunkene, die, völlig wie einige Wahnsinnige, ihre Persönlichkeit ganz vergaßen, und sich für einen andern hielten. So befand sich einst in einer Gesellschaft schwärmender Studenten einer, dem kurz vorher sein Vater gestorben war. Auf einmahl brach ein andrer in ein lautes Weinen aus, und mit Erstaunen fand die Gesellschaft, daß er sich für den hielt, der seinen Vater erst verloren hatte. Jetzt wurde auch diesem sein Verlust wieder lebhaft, und es entstand ein Wechselgeheul in dieser Trinkgesellschaft, von dem man nicht wußte, ob es tragisch oder komisch wäre. Auf eine gleiche Art vergaß ein trunkner Wirtembergischer Beamter seine ganze Persönlichkeit. Er fiel die Treppe hinunter, und beklagte nun seinen Schreiber, der ihn aufheben mußte, außerordentlich wegen seines harten Falles und fragte

ihn angelegentlich, ob er doch keinen Schaden genommen hätte. Er war fest überzeugt, nicht er, sondern der Schreiber sey gefallen. Welch ein süßer Wahnsinn, welch eine Vergessenheit ihrer selbst ists nicht, in die die morgenländischen Opium-Esser gerathen! Welche Erhöhung ihrer Geistes- und Leibeskräfte, aber auch welche Desorganisation entsteht nicht am Ende daraus, wodurch ihre ganze Bildung umgeschaffen, die Muskeln schlapp, die Augen stier und triefend, die Häute hängend werden, und der ganze, immer frostelnde Körper vor Kraftlosigkeit zusammen sinkt, bis eine langsame Wassersucht ihr Leben, wie bey dem elenden Trunkenbolde, endiget.

Neunter Abschnitt.

Inhalt.

Gesundheit des menschlichen Körpers. Ihr hoher Werth. Worauf es dabey vorzüglich ankomme. Diät. Ihr Held Cornaro. Licht, Wärme, Luft, Schutzgeister des Lebens und der Gesundheit. Lebensluft. Ihr schrecklicher Mangel in der schwarzen Höhle. Wasser. Bäder. Feuer- Erde - Luft - Lichtbad. Allerley Mittel, auf die man zur Erhaltung der Gesundheit verfiel. Me-

dicinische Moden und Übertreibung des Nutzens und Gebrauchs neuer Erfindungen. Galvanismus, Magnetismus, Magenbürste, Transfusions-Methode. Paracelsus. Nativitäts-Steller. St. Germain, Cagliostro, Pivati, Gualdus. Abergläubische Heil-Methoden. Die sicherste Goldtinctur, gegen die Richelieus Beyspiel nichts beweiset.

(Tab. XXXIX. 120)

Sind alle Theile des Körpers regelmäßig und fehlerfrey gebildet, erfüllt jeder seine Bestimmung von sich selbst, ohne künstlicher Reitze dazu zu bedürfen, gehen die Lebensverrichtungen ungehindert vor sich, ist die ganze Organisation zwar fest und dauerhaft, aber doch auch nicht zu trocken und spröde, und vollzieht der Körper mit seinen Organen willig die Aufträge der Seele, so nennen wir einen solchen Menschen gesund. Wer kann aber das Wort Gesundheit hören, ohne sich in ihr das größte aller irdischen Güter zu denken, besonders wenn er je ihren Werth durch die bittre Erfahrung ihrer Abwesenheit schätzen lernte? Wer segnet nicht die Wiederkehr dieses rosenfarbigen Cherubs dann, wenn er im Gefühle zunehmender Kraft von dem Lager, auf das ihn Krankheit warf, aufsteht, und

die Erde und ihre Bewohner wie neugeboren begrüßt? Und wer findet nicht in dem so gewöhnlichen Danke der gemeinern Stände und ihren sich immer auf Gesundheit beziehenden Wünschen, wahre Weisheit? Wie selig ist nicht das Gefühl, wenn jedes Organ, jeder Muskel, jedes Gefäß, jede Nerve in der kunstreich gebauten Maschine unsers Körpers so harmonisch zusammen gestimmt sind, daß sie im vollkommensten Einklange ihre Bestimmung erfüllen, ohne daß eins oder das andre sich besonders fühlbar machte; wenn ihre wetteifernden Dienste sich in dem einzigen Gefühle des Wohlseyns so vereinigen, wie ein durchaus gut besetztes Orchester ein schönes, harmonisches Ganzes hervor bringt, ohne daß das einzelne Instrument sich unterscheiden ließe! Aber welches sind nun wohl die Hauptpuncte, auf die es ankommt, um ein so herrliches Gut, wie die Gesundheit ist, zu besitzen, und es lange ungestört zu erhalten. Hufeland hat in seinem so gemeinnützigen Werke über die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern, darüber alles gesagt, was vor ihm nie so einleuchtend, so bündig und so warm dargestellt worden ist, so, daß es ein Handbuch für die Menschheit zu heißen verdient. Alles, was jener vortreffliche

Schriftsteller als Anlage, ein höheres Alter zu erreichen angibt, gehört auch mit zum Besitze der Gesundheit. Vor allem kommt es hierbey auf den Magen und das Verdauungs-System an. Es muß nicht nur der Appetit, der zuweilen auch Folge eines fehlerhaften Reitzes ist, gut und natürlich seyn, sondern die Verdauung muß hauptsächlich leicht vor sich gehen, so daß man gar nicht fühlt, wo der Magen liegt, und nach dem Essen nichts von Schläfrigkeit und Unbehaglichkeit empfindet. Gute Zähne müssen dem Magen in seinem Geschäfte vorarbeiten, und auch die einsaugenden und absondernden Organe müssen regelmäßig wirken, die nährenden Substanzen leicht an den Ort ihrer Bestimmung führen, die überflüssigen und schädlichen fortschaffen. Ist nicht der Magen die Werkstätte, wo die Mittel zur Erhaltung und zum Ersatz verlorner Theile zubereitet werden? Hängt nicht von ihm und seiner Beschaffenheit die stärkere oder schwächere Einwirkung mancher Krankheitsursachen und gewisser zerstörender Einflüsse ab, so, daß man von einem Menschen, auf den gewisse Zufälle und Kränkungen, die andre tief niederbeugen würden, wenig Eindruck machen, nicht übel sagt: der hat einen guten Magen? Aber freylich,

er allein gewährt noch keine volle, blühende Gesundheit. Wen sie erfreuen soll, bey dem müssen ferner die Brust und die Werkzeuge des Athemhohlens in gutem Zustande, sein Herz muß nicht zu reitzbar seyn, wodurch der Blutumlauf, und also auch die Consumtion der Lebenskraft zu sehr beschleuniget wird. Eine gewisse Ruhe, und eben daher auch etwas Phlegma, bey einem übrigens sanguinischen, leichten, heitern Temperamente ist der Gesundheit höchst zuträglich. Mit hinreißender Beredsamkeit und Wahrheit entwickelt Hufeland in der gedachten Schrift die Mittel, durch deren Gebrauch ein Mensch, der in seiner Organisation von der Natur nicht versäumt, oder durch keine unglücklichen Zufälle verletzt wurde, seine Gesundheit erhalten, sein Leben verlängern, und was er zur Befestigung der Dauer des menschlichen Körpers selbst beytragen kann. Eine zweckmäßige, physische Erziehung, die weder zu hart, noch zu weichlich ist, eine arbeitsame, thätige Jugend, in der der Körper die gehörige Festigkeit und Abhärtung erlangen kann, Enthaltsamkeit von Ausschweifungen, die den schrecklichsten Einfluß auf Zerstörung der Lebenskraft haben, ein glücklicher, zufriedner Ehestand, diese Pflanzschule guter Staatsbürger und

edler, gesunder Menschen, diese Quelle der reinsten, häuslichen Freuden, die wohlthätiger als Arzney für den Körper sind; eine feste, doch nicht allzuängstliche Lebensordnung, in Absicht auf Speise, Trank, körperliche Bewegung, Schlaf und Genuß der reinen Luft im Schooß der schönen Natur, dieser nie versiegenden Quelle von Gesundheit, von Frohsinn und Zufriedenheit, über das noch Reinlichkeit und sorgfältige Haut-Cultur, wozu freylich auch Ruhe der Seele, Heiterkeit des Gemüths, Sorgenfreyheit und abwechselnde Beschäftigungen, die man mit Lust und Freude thut, kommen müssen, das sind wohl die vorzüglichsten Mittel, im Besitze des großen Guts der Gesundheit zu bleiben. Unbeschreiblich ist der Einfluß, den eine feste Lebensordnung und mäßige Diät darauf hat. Was diese vermöge, und wie durch eine gewisse Strenge in derselben selbst ein schwächlicher Körper allmählich stärker und gesünder werden könne, zeigte der Venetianische Edelmann Cornaro an seinem Beyspiele. Von Geburt an war sein Körper schwächlich, und zwischen dem dreyßigsten und vierzigsten Jahre seines Lebens hatte er mit einer Menge von Übeln zu kämpfen, die nicht selten die treuen Hausgenossen und Gesellschafter der höhern Stände und

einer schwelgerischen Lebensart sind: Magenweh, Kolik, schleichendes Fieber, Gicht. Fruchtlos behandelten ihn die berühmtesten Ärzte; sie mußten endlich eingestehen, daß ihre Kunst jetzt nichts mehr vermöge, und riethen ihm, statt weiterer vergeblichen Versuchen mit Arzneyen, zwischen einem baldigen Tod, der bey seiner bisherigen Lebensweise höchstens in zwey Monathen erfolgen müßte, und einer äußerst strengen Diät zu wählen. Er entschied für die letztere, und blieb seiner neuen, äußerst einfachen und pünctlichen Lebensordnung mit einer Festigkeit getreu, die ihm wahre Ehre macht. Von dieser Zeit nahm er täglich an fester Nahrung: Brot, Brühe, Eyerdotter, Fleisch und Fisch nur drey Viertel Pfund, an flüssiger zwey Loth mehr zu sich. Dabey suchte er Erhitzung, Erkältung, schlaflose Nächte und zu starke Bewegung sorgfältig zu vermeiden. Bald fanden sich die wohlthätigsten Folgen ein, und die gewohnten Übel nahmen eins nach dem andern Abschied. Wie fest und gesund sein Körper geworden sey, bewies Cornaros baldige Erhohlung von einem gefährlichen Zufalle. Einst wurde er in seinem Wagen umgeworfen; die wilden Pferde schleppten ihn eine beträchtliche Strecke weit mit fort, Kopf und Brust wur-

den sehr stark beschädiget, ein Arm und ein Bein aus dem Gelenke gerissen. Man wollte eine Aderlässe und abführende Mittel anwenden. Cornaro blieb standhaft dabey, bey seiner Lebensart befinde sich in seinem Körper nichts Überflüssiges, und er bediente sich bloß der äußerlichen Hülfe des Wundarztes. In kurzer Zeit genas er zum Erstaunen der Ärzte, die hier gestehen mußten, daß die Kraft der Natur mehr geleistet habe, als alle Heilmittel ausgerichtet haben würden. Auch ein schwerer Familien-Proceß, über dessen Verlust sich zwey Brüder Cornaro's zu Tode grämten, hatte auf seine Heiterkeit und Gesundheit nicht den geringsten nachtheiligen Einfluß. In seinem 79sten Jahre ließ er sich von den Ärzten und seiner Familie bereden, täglich vier Loth mehr an Nahrung zu sich zu nehmen. Nach zehn Tagen schon fühlte er sich weit mehr geschwächt als gestärkt, und Kolik, Fieber, Niedergeschlagenheit riethen ihm bald, zu seiner vorigen Lebensweise wieder zurückzukehren. In seinem 83sten Jahre schrieb er die Geschichte seiner Lebensordnung. Er war damahls noch ein gesunder, munterer, kräftiger Mann. Alle seine Sinne leisteten ihm ihre Dienste; seine Stimme war stark und rein, wenn er mit seinen eilf Enkeln sang.

er konnte noch Berge erklimmen und ohne Hülfe zu Pferde steigen; seine Laune blieb immer heiter, wie ein damahls von ihm geschriebnes Lustspiel zeigt. In dieser höchst glücklichen Lage blieb er fast noch 40 Jahre, und man sah an ihm keine der mürrischen Launen, bemerkte keine Spur von der Unzufriedenheit mit der ganzen Welt, die nicht selten das höhere Alter begleiten. Daß überhaupt aber sehr wenig Nahrung kein Hinderniß einer festen Gesundheit sey, sah man schon an manchen Beyspielen. Unbegreiflich war es, wie ein gewisser Amtmann von so wenig Nahrung, als er zu sich nahm, leben konnte. Er sah wohlgenährt aus, war Vater einer zahlreichen Familie und seiner Körperstärke wegen gefürchtet. Oft sagte er, wenn man über die wenige Nahrung, die er genoß, erstaunte, er lebe von der Luft. Die gewöhnlichen Speisen widerstehen mir. Außerordentlich liebte er den Aufenthalt auf Bergen, schien den Wind, gegen den er lief, mit Wollust einzusaugen, und kam von da immer gestärkt und gesättiget zurück.

Drey große Schutzgeister des Lebens und der Gesundheit legte die Gottheit in die Schöpfung. Ohne sie wäre allenthalben nichts als Tod, und nicht ungestraft entzieht sich der Mensch ihrem seg-

nenden Einflusse. Diese sind: Licht, Wärme und Luft. Nur unter den Einwirkungen des Lichts gedeiht alles. Die im finstern Gewölbe verwahrte Pflanze senkt ihr Haupt; die Rose schrumpft nach acht Stunden, die sie in undurchdringlicher Finsterniß gehalten wird, zusammen, und erwacht nur wieder, wenn sie die belebenden Sonnenstrahlen einsaugen darf; das munterste Thier, zum Aufenthalt in dicker Dunkelheit verurtheilt, verliert, auch bey der reichlichsten Nahrung, seine Munterkeit, und bald auch sein Leben, und in der ewigen Nacht der Eingeweide der Erde lebt und empfindet nichts: alles ist todt. Bleich, stumpf, kraftlos wird der im finstern Kerker lange Zeit schmachtende Mensch, und in elendem, dumpfen Hinbrüten verstreicht der Rest seiner unglücklichen Lebenstage. Eben so wirksam für Leben und Gesundheit, als das Licht, ist die Wärme. Da, wo ewiger Frost und Eis herrschen, wachsen keine, oder nur verkrüppelte Pflanzen, und je näher wir den Polen kommen, um desto mehr nimmt mit der wohlthätigen Lebenswärme auch das Leben selbst ab. Der warme Hauch des Frühlings erweckt die todtähnlich schlummernde Natur, und Wärme entwickelt den Keim im Ey des Seidenwurms und des

Huhns und des Samenkorns. Ja, Wärme allein führt zuweilen den Menschen, der schon wirklich eine Beute des Todes zu seyn scheint, wieder ins Leben zurück, erweckt den Scheintodten und facht den vorborgensten Funken des Lebens, der schon am Verlöschen ist, wieder zur Flamme an. Auch die Luft ist Schutzgeist des Lebens und der Gesundheit. Ihre Entziehung hat bey den meisten Geschöpfen den Tod zur Folge. Vorzüglich ist die Feuerluft, oder der dephlogisticirte Theil der Atmosphäre, das, was Leben und Gesundheit am kräftigsten nährt und erhält. Sie wußte in neuern Zeiten die Chemie rein zu gewinnen, und durch ihr Einathmen auf die schlummernde Lebenskraft und die Ermunterung derselben zu wirken. Nicht dringend genug kann man den Genuß der reinen Luft, dieses Lebensbalsams, empfehlen. Eigentlich sind es zweyerley Luftarten, aus denen unsre Atmosphäre besteht. Die Eine derselben ist die Lebensluft (Sauerstoffgas). Sie ist zum Athmen und zum Verbrennen geschickt. Sie ist Quelle des Lebens und der Thätigkeit, und ohne sie ist das Blut eine schwarze, stockende Masse. Nur den vierten Theil der atmosphärischen Luft macht sie aus. Drey Theile derselben bestehen aus einer andern das Leben zerstörenden Luftart, Azot

(Stickgas). Wo viele Menschen und Thiere athmen, viel Brenn-Materiale verzehrt wird, und vielerley in Fäulniß übergeht, da wird die in der Atmosphäre befindliche Lebensluft, des Lebens Schutzengel, vermindert, das Azot hingegen, oder die zerstörende Luftart, des Lebens Würgengel, überwiegend; unrein, ungesund in hohem Grade ist dann die Atmosphäre. In Gefängnissen, Spitälern, Findelhäusern, Lagern und Lazarethen, und auch gewisser Maßen in volkreichen Städten tritt dieser Fall ein, und zahlreiche Opfer dieser Luft fallen täglich in der Welt (*). Nie aber sah man davon ein fürchterlicheres Beyspiel, als an dem Schicksale der unglücklichen Engländer in der schwarzen Höhle zu Calcutta. So nannte man jenes Gefängniß von 18 Fuß Länge und Breite, in das die Grausamkeit der damahls siegreichen Indianer 146 Gefangne einsperrte. Von ihnen starben in jener schrecklichen Nacht (den 20sten Jun. 1756) hundert drey und zwanzig. Man denke sich diese Menschenmenge, in einer erstickend heißen

(*) Nach Diodor soll das Karthagische Heer unter Imilko in einem Sicilianischen Feldzuge 150000 Mann an einem Lagerfieber verloren haben. Ob wohl die Summe nicht gar zu rund angenommen ist?

Nacht Bengalens, in dem engen Raume; denke sich die entsetzliche Ausdünstung, den quälenden Durst, das Gebrüll nach Wasser, die Raserey, die viele ergriff, das Drängen und Treiben, um einen eisernen Stab der Kerkerfenster zu ergreifen, wobey der Freund seinen ohnmächtig hingesunkenen Freund vollends todt trat; denke sich, wie einer nach dem andern den Geist aufgab, wie von den vielen, sogleich in Fäulniß gehenden Leichen ein Pestgeruch aufstieg, wie, wo man stand, ein Sterbender sich an einen lehnte, und mancher Todte noch aufrecht blieb, weil der von allen Seiten wirkende Druck ihn nicht hinsinken ließ: Das alles denke man sich, und man hat das gräßlichste Gemählde, das man sich vorstellen kann, was Mangel an Lebensluft und Übergewicht des Azots vermöge. Auch eines schwarzen Gerichtstages gedenkt die englische Geschichte, als eines Seitenstücks zu jener schwarzen Höhle. Lange hatte in Oxford eine große Menge Verbrecher gesessen, als sie endlich vorgeführt wurden (1577). Sie und ihre Kleider verbreiteten eine solche ansteckende Luft, daß 300 Personen von den Richtern und Zuschauern das Opfer wurden. Sie selbst blieben verschont. Die Gewohnheit hatte sie gesichert. Furchtbare Ahnung einer zögernden Justiz! In

einem freylich minder heftigen Grade erscheinen die Folgen davon da, wo bloß viele Menschen leben und wohnen; aber unläugbar fordert dieser Mangel an Lebensluft viele Opfer. Führten nicht wohlthätige Winde, über die der Kurzsichtige oft, bloß darum, weil sie ihm seine Frisur verderben, bittre Klagen führt, reine Landluft dem Städter zu, zersetzten nicht die Pflanzen unaufhörlich das eingesogene Wasser, das unter hundert Pfund fünf und achtzig Pfund Lebensluft enthält, und hauchten sie nicht diese in großer Reinheit in die Atmosphäre, so würde die Luft großer Städte bald zum Einathmen untauglich werden. Dieser einzige Blick in die großen Anstalten des Schöpfers kann hinreichen, uns die herrliche oft verkannte Gabe einer reinen Landluft zum öftern Genusse zu empfehlen.

Man könnte gewisser Maßen zu diesen jetzt angeführten Schutzgeistern des Lebens und der Gesundheit auch das Wasser rechnen, wenn es nicht schon, wie die Chemie lehrt, in jenen enthalten wäre. In gegründetem Ansehen stunden daher von jeher die Bäder, als Erhaltungsmittel der Gesundheit. Die kräftigsten, gesündesten Völker kennen bis diese Stunde noch keine andern, als Flußbäder, deren stärkende und belebende Kraft,

bey gehöriger Vorsicht, unwidersprechlich ist. Bey uns Europäern badet man jetzt in allen Elementen. Ein Feuerbad sind die Russischen Schwitzbäder. Graham erfand das Erdbad, wo man sich bis an den Kopf in die Erde eingraben läßt; und der seltsame Lord Monboddo empfielt das Luft- und Lichtbad, das man nicht anders gebrauchen kann, als daß man sich mutternackt unter freyem Himmel auf einer Höhe aufhält.

Aber nicht immer blieb der Mensch bey so einfachen, der Natur und ihren Geschenken gemäßen Mitteln, den Genuß der Gesundheit zu erhalten, und sein Leben zu verlängern. Es ließe sich ein sehr anziehendes Gemählde der verschiednen Moden, die von den ältesten Zeiten bis auf die unsrigen, in Absicht auf Erhaltung des Lebens und der Gesundheit aufkamen, und bald wieder vorübergingen, entwerfen. Jedes Zeitalter, ja fast jedes Jahr, rühmt sich neuer Entdeckungen. Alles drängt sich hinzu, um aus der neu eröffneten Segensquelle die Fülle der Gesundheit zu schöpfen, und kaum sind einige Jahre dahin, so steht die gerühmte Quelle verlassen; das Ansehen des neuen Heilmittels ist gesunken, und am Ende bleibt ihm nichts mehr übrig, als eine kleine Stelle im bändereichen Re-

pertorio der menschlichen Moden und Thorheiten. Zwar verdienen nicht alle eine Zeit lang fast allgemein empfohlnen und herrschenden Mittel, die Gesundheit des Körpers zu befestigen, und das Leben zu verlängern, eine solche Herabwürdigung. Denn wenn z. B. die Griechen, zur Erhaltung des körperlichen Wohls, dem Genusse der schönen Natur, wenn sie anhaltenden Leibesbewegungen oder der Gymnastik, die sie wissenschaftlich behandelten, und die Grade derselben für Gesunde und Kranke genau bestimmten, wenn sie dem Gebrauche der Bäder und dem Reiben des ganzen Körpers, wenn sie der Enthaltsamkeit vom Genusse der Nahrung bey Unpäßlichkeiten einen großen Werth einräumten; oder wenn denkende Ärzte, mit den Fortschritten in der Kenntniß des menschlichen Körpers auch die Heil- Methoden ändern, und ihn ganz anders behandeln, als er sonst behandelt worden seyn würde: so werden wir doch das nicht alles für vorübergehende Mode erklären wollen. Auch kann ein Mittel an sich vollkommen gut und nützlich seyn, aber bloß durch Übertreibung, durch Anwendung zur unrechten Zeit, und zumahl dadurch, daß es in die Hände unwissender Charlatans geräth, nicht nur seine Achtung verlieren, sondern auch wirklich

schädlich werden. Wer wird nicht Brechen, Schwitzen, Aderlassen, Klystieren u. d. m. in gewissen Fällen für sehr wohlthätig halten? Aber wenn es eine Zeit gab, wo man wenigstens alle zwey Monathe ein Brechmittel nahm, wo man sich schweißtreibender Mittel so häufig bediente, daß man gar nicht mehr fragte: Wie befindest du dich? sondern: Wie schwitzest du? wo man den kostbaren Lebenssaft des Blutes strohmweise vergoß, und die Klystier-Spritze weit häufiger brauchte, als den Spazierstock; wodurch die Natur so an künstliche Reitze gewöhnt wird, daß sie von selbst nicht mehr wirken kann; wenn einem König Ludwig XIII. seine Ärzte in den letzten zehn Monathen seines Lebens sieben und vierzig Mahl zur Ader lassen, zwey hundert und fünfzehn Purganzen geben, und zweyhundert und zehn Klystiere beybringen; so werden wir doch wohl in einer solchen Übertreibung, in einem solchen Mißbrauche an sich vielleicht wohlthätiger Mittel eine mörderische Thorheit finden dürfen? Vielleicht gilt eben das von der Übertreibung des Ruhms und des Gebrauchs von zwey Erhaltungsmitteln des Lebens und der Gesundheit, die in neuern Zeiten so großes Aufsehen erregt haben; wir meinen den Magnetismus und Galvanismus. Wären sie in

den Händen denkender Ärzte und gründlicher Physiker allein geblieben, in deren Gebieth sie auch nur gehören; so würden sie zwar nicht so schnell zum Gegenstande aller Tagblätter und der gesellschaftlichen Unterhaltung geworden seyn; aber ihre Achtung wäre auch nicht so schnell wieder gesunken. Um etwas an sich Gutes herabzuwürdigen, ist ungeschicktes, übertriebnes Lob hinreichend. Seit unwissende, zum Theil sittenlose Menschen als Magnetiseurs auftraten, und ihre Baquets wie Marionetten-Buden aufschlugen, seit jeder einfältige Mensch nur eine Voltaische Säule nöthig zu haben glaubte, um alle möglichen Übel zu heilen, seit diese ohne Prüfung angewendeten Mittel hier und da wahren Schaden gestiftet haben, und einen Harthörenden stocktaub, und ein schwaches Mädchen nervenkrank machten; wurden sie nun, von dem immer in Extreme fallenden Menschen, ganz verworfen, und man verdammte den rechten Gebrauch mit dem Mißbrauche. Schon fangen viele an, ihre Voltaische Säule, wenigstens in Absicht auf den mediciniſchen Gebrauch, in die Polterkammer zu stellen, und ehe ein halbes Jahrhundert vorüber ist, wird man vielleicht eine Abbildung der mediciniſchen Anwendung Tab. XXXIX.

120 *) als eine Antiquität mit Vergnügen und Neugierde ansehen, so wie man jetzt noch von der Transfusions- und andern vorübergegangnen Heil-Methoden eine Darstellung nicht ungern sehen würde. Hatten doch die besten und dankwürdigsten Entdeckungen oft das Schicksal, durch Übertreibung und unverständigen Gebrauch verdächtig zu werden, und der Menschenfreund kann sich der ängstlichen Sorge kaum erwehren, daß doch ja eine der allerwichtigsten Entdeckungen, womit das scheidende achtzehnte Jahrhundert uns für so manche Thorheiten, die es uns gab, entschädigte und mit sich

---

(*) Es ist dieß die Darstellung der Bischoffschen Maschine. Die Säulen sind von Kupfer, Pappe und Zinkplatten, und zwischen lakirten in Blech befindlichen Glasröhren aufgerichtet. Der Arzt leitet die Pole in gläserne Näpfe. Mit einer silbernen in einer isolirenden Glasröhre befindlichen Sonde führt er die Galvanische Wirkung nach dem leidenden Organe. — Immer bleibt der Galvanismus eine merkwürdige Erscheinung, die zwar oft genug an Electricität erinnert, aber doch darin merklich von ihr abweicht, daß diese durch eine mechanische, jener aber durch eine chemische Verbindung erzeugt, und diese durch Feuchtigkeit nur befördert wird, indeß sie zum Galvanismus wesentlich nöthig ist.

aussöhnte, wir meinen die so wohlthätigen Schutzpocken, nicht ein ähnliches Schicksal treffe, wenn man sie nun gegen eine Menge andrer Übel, gegen die Pest, das Scharlachfieber, die Rindviehseuche empfiehlt, wo dann gar gern der Verdruß getäuschter Hoffnung sich auf Kosten dessen, was sie wirklich leisten, entlediget. Traurig bleibt es immer, daß in einer so wichtigen Sache, als die Gesundheit unsers Körpers ist, die Mode so viel vermochte. So fand im Anfange des 18ten Jahrhunderts die Magenbürste großen Beyfall. Es glich dieses Instrument den Bürsten, mit denen man die Bouteillen reinigt. Man verschluckte es, manoeuvrirte damit so lange, als man es aushalten konnte, im Magen herum, bis derselbe sich entledigte, wenn man den mit Seide umwickelten Draht herauszog. Ehe diese Bürste von Berlin aus (1711) in Deutschland bekannt wurde, hatten schon die Mönche eines Italienischen Klosters davon Gebrauch gemacht, ihr Mittel aber sehr geheim gehalten. Auf seine wohlthätige Wirkung ließ das hohe Alter der meisten von ihnen schließen. Der Prior war ein Greis von 115 Jahren. Ein zufällig im Kloster krank gewordner Reisender, dem diese Bürste die vortrefflichsten Dienste that, glaubte

der Menschheit die Mittheilung dieses wichtigen Geheimnisses schuldig zu seyn. Schon schien die ganze Medicin mit ihrem Falle bedroht, und regelmäßig wurden alle Wochen die Mägen ausgebürstet, als auf einmahl die Posaune des Ruhms verstummte, und die Bürste verschwand. Nicht viel besser ging es der einmahl weltberühmten Transfusions-Methode, deren Erfinder der berühmte Londner Arzt Richard Lower, in der Mitte des 17ten Jahrhunderts, war. Diese bestand darinn, daß man dem Kranken eine Blutader öffnete, und in die Öffnung das Ende eines beinernen oder silbernen Röhrchens brachte. Ein zweytes solches Röhrchen ging in eine andre Blutader, und zugleich auch in eine Ader eines Thieres. So ließ man nun durch jenes das alte, verdorbne Blut ausströmen, durch dieses das frische und gesunde Blut eines Thieres in den Menschen hinübergehen. Dadurch glaubte man Jugend, Gesundheit, Kraft zu geben, die Temperamente zu ändern, dem Zornmüthigen mit dem Blute des Lammes Sanftmuth, dem Feigen durch das Blut eines Hundes, oder, wenn es nur leichter zu bekommen wäre, eines Löwen, Muth einzuflößen. In Paris war man entzückt über diese Entdeckung — und worüber war

man es nicht schon einmahl in dieser Stadt? — Aber es zeigten sich traurige Folgen von dieser Heil-Methode. Mehrere wurden blödsinnig, andere verloren den Verstand ganz, ja bezahlten den verwegnen Versuch mit ihrem Leben. Die Regierung sah sich endlich genöthiget, die ganze Sache streng zu verbiethen. Und wie viele ähnliche Mittel wurden nicht zur Erhaltung der Gesundheit und des Lebens empfohlen, die theils an und für sich selbst baarer Unsinn — theils auf bloße Geldschneiderey abgesehen waren. Wenn Theophrastus Paracelsus durch sein Wundermittel und den Stein der Unsterblichkeit, den er angeblich besaß, in der ganzen Welt Aufsehen erregte, selbst von einem klugen Erasmus zu Rathe gezogen wurde, und noch bis auf diese Stunde seine Verehrer hat, ob er gleich sammt seinem Steine nicht länger als 50 Jahre lebte; wenn eine Zeitlang die Nativitäts-Steller im höchsten Ansehen stunden, die aus dem Stande der Gestirne und der Planeten-Herrschaft in der Geburtsstunde, die Constitution des Körpers, die Schicksale der Neugebornen, und die Diät, die sie beobachten müßten, um die Folgen einer ungünstigen Constellation abzuwenden, genau bestimmten; wenn Pivati's Röhren, in welche starkriechende Substan-

zen hermetisch eingeschlossen waren, sobald sie durch Reiben electrisch gemacht würden, gegen veraltete Übel Wunder thun sollten, und selbst die klügsten Männer täuschten, bis Nollet sie untersuchte und um ihr Ansehen brachte; wenn St. Germain einen Thee und Cagliostro ein Lebens-Elixier anbothen, die die Gesundheit unzerstörbar machen und den alternden Körper verjüngen sollten; so, daß der letztere von den Zeiten der Patriarchen wie von seinen Jugendjahren sprechen konnte, und von seinem eines solchen Charlatans ganz würdigen Bedienten, den er einst an etwas aus den Zeiten der Sündfluth erinnern wollte, damit zurechte gewiesen wurde, daß er sagte: Sie vergessen wohl, daß ich erst achthundert Jahre in Ihren Diensten bin; wenn Gold-Tincturen, Elixiere, Goldsalze und Millionen Pillen, und hundert andere Dinge die Welt gesünder machen sollten, und sie doch bloß um ihre Thaler brachten, noch glücklich, wenn's nur dabey blieb; wenn Graham ein electrisches Bett erfand, durch dessen Gebrauch die Lebenskraft unglaublich erhöht werden sollte, im Grunde aber durch künstliche Reitze nur desto schneller erschöpft wird; wenn andre durch gewisse Tincturen dem Lebensflämmchen immer frisches Öhl zugießen wollten, wie von Gual-

dus gerühmt wurde, der dreyhundert Jahre alt geworden seyn soll, ja, wenn man Eingeweihte hört, wohl gar noch bis diese Stunde leben soll: so sind das doch wohl Thorheiten, die der Menschheit Schande machen. Wem die Mittel, deren sich noch heut zu Tage viele zur Erhaltung oder Wiederherstellung ihrer Gesundheit zu bedienen pflegen, bekannt sind; wer das, Trotz aller Verbothe, noch immer fortdauernde Vertrauen zu Abdeckern, Scharfrichtern, Mond-Doctoren, Urin-Propheten und dergleichen Menschen mehr kennt; wer von den Tollheiten der sympathetischen Curen und allem Wochen- und Krankenzimmer-Aberglauben auch nur den tausendsten Theil weiß; der ist nicht mehr geneigt, über die Guianer-Ärzte zu lachen, die ihren Kranken tausend Grimacen vormachen, sie streicheln, anblasen, oder auch die nähmlichen Manoeuvres mit einem hölzernen Teufel machen, ihn durchprügeln, in seinem Nahmen ein Messer, einen Spiegel, oder sonst etwas, was sie gelüstet, verlangen, und andern dergleichen Unsinn treiben.

Die wahre Gold-Tinctur, das sicherste Mittel zur Erhaltung der Gesundheit des Körpers und Verlängerung des Lebens ist unwidersprechlich ein tugendhaftes, mäßiges, arbeitsames Leben, frey

von heftigen Leidenschaften, schweren Sorgen, im Schooße der Natur, der Freundschaft, des häuslichen Glücks. Solche alte Taugenichts, wie Richelieu, beweisen nichts dagegen. Wahr ists, daß er, Trotz seiner fast unglaublichen Ausschweifungen, ein hohes Alter erreichte. Allein wer kann wissen, bis auf welche höhere Stufe desselben er bey einer geordnetern Lebensart es gebracht haben würde? Und wie sehr wird das, was man von seiner Kraft und Blüthe im höhern Alter rühmt, herabgesetzt, wenn man weiß, welche künstlichen Mittel er angewendet habe, um das Ansehen von Gesundheit und Kraft zu haben. So wußte er z. B. seinem Gesichte durch aufgelegte Scheiben von frischem Kalbfleische für einige Augenblicke eine gewisse Frischheit zu geben; ein Kunstgriff, der ihn selbst oft zur Zielscheibe des bittersten Spottes machte (*).

(*) Man nannte ihn daher, beißend genug, einen vieux bouquin, relié en veau; ein in der Kürze unübersetzbares Wortspiel, zumahl da bouquin nicht nur ein alter Bock, sondern auch ein altes Buch, und veau nicht nur Kalbfleisch, sondern auch Kalbleder heißt.

Zehnter Abschnitt.

Inhalt.

Störung des Lebensgenusses durch Krankheiten. Ihre Verschiedenheit. Pandemische, endemische, epidemische. Der Mensch selbst Urheber der meisten. Über den Gebrauch des Arztes. Verhalten gegen ihn. Afterärzte. Sonderbare Erscheinungen bey Kranken. Exaltation der Seelenkräfte durch Krankheiten. Olofssons Krankheit. Nutzen und Wohlthat der Krankheiten. Über Gifte. Mineralische, vegetabilische, thierische Gifte. Venerisches Gift. Luftvergiftung. Milderung des Schrecklichen der Gifte.

Nicht immer dauert der glückliche Zustand der Gesundheit unsers Körpers, des harmonischen Zusammenwirkens aller seiner Theile, von dem wir im vorigen Abschnitte gesprochen haben, fort; oft genug unterbrechen dieses körperliche Wohlseyn Krankheiten, und führen nicht selten seine gänzliche Zerstörung herbey. Ihre Ursachen sind äußerst verschieden. Ihnen sind diejenigen am meisten unterworfen, die von einer zärtlichen Constitution sind, eine regellose Lebensart führen, aus Fleiß oder aus Gemächlichkeit zu viel sitzen, oder auch sich gar zu schonend und weichlich gewöhnen. Doch sieht

man oft Menschen, die fast immer kränkeln, indeß andre fast ununterbrochen gesund sind, ohne daß man, weder in der Lebensordnung der Einen, noch in der Vorsicht der Andern einen Grund davon entdecken könnte. Unter den Krankheiten unsers Körpers, an denen er reicher als irgend ein andrer thierischer ist, sind einige, die bloß Schwäche und Kraftlosigkeit empfinden lassen, andre die heftige Schmerzen verursachen; einige sind tödtlich, andre gefahrlos; einige bald vorübergehend, andre dauernd (chronisch); einige überfallen plötzlich, andre ziehen ganz langsam herbey, und nehmen stufenweise zu, nachdem sie lange gedroht haben; einige sind äußerlich, andre innerlich, jedoch hat oft die äußerliche einen innerlichen Grund, und wieder umgekehrt. Der schwächlichere Körper ist jezuweilen weniger schweren und gefährlichen Krankheiten unterworfen, als der starke; denn jener hüthet sich sorgfältig im Gefühle seiner Schwäche, wenn dieser im Vertrauen auf seine Stärke der Gefahr trotzt. Und so beugt sich das geschmeidige Rohr in dem Sturm, der die Widerstand leistende Eiche niederstürzt. Nach den Gegenden und dem Wirkungskreise, in dem sich Krankheiten verbreiten, kann man sie pandemische (allgemeine), endemische (einheimische) und

epidemische (wandernde) nennen. Die pandemischen Krankheiten finden sich überall. Ihnen ist der Mensch vermöge seiner Organisation und den möglichen Störungen der Lebens-Functionen, deren Regelmäßigkeit, Gesundheit, und deren Störung, Krankheit ist, unterworfen. Endemisch sind die auf gewisse Gegenden eingeschränkten Krankheiten, die von der Beschaffenheit des Bodens, der Luft, des Wassers, der Nahrungsmittel, der Sitten, der Kleidung, der an einem Orte einheimischen schädlichen Thiere und Insecten u. d. m. abhängen. Wie reich sind nicht die mit so mannigfaltigen Naturschätzen gesegneten beyden Indien auch an furchtbaren Krankheiten! Muß man nicht, wenn man der ihnen eignen herrlichen Producte erwähnt, als des zu diesem Gemählde gehörigen Schattens, bey Ost-Indien und seinen Gewürzen, auch der Molukkischen Scrofeln, der Tymorschen Fieber, der Indischen Starrsucht und andrer nur auf Java und Sumatra wüthenden Krankheiten gedenken? Muß man nicht, wenn von West-Indien, von Amerika die Rede ist, das gräßliche gelbe Fieber, das schwarze Erbrechen und die zwey ungeheuren Gräber so vieler Europäer, St. Domingo und Guiana, anführen? Wie viel tragen nicht gewisse Eigenheiten

der einen oder der andern Gegend, Luft, Nahrung, Unreinlichkeit, zu Entstehung einheimischer Krankheiten bey? Welche Wirkungen haben nicht Winde, wie der Samiel und Sirocco auf den Körper? Wie verursacht nicht das Wasser die Kolik der Lappen und die Kröpfe mancher Gebirgsbewohner? Welche schrecklichen Folgen der Unreinlichkeit zeigen sich nicht in der Elephantiasis der Javaer und im Weichselzopf der Pohlen, der nicht selten Hirnwuth, Raserey, Lähmung und Zerstörung der Knochen verursacht? Und sollte man nicht die Folgen, die der Biß der Tarantel, des Scorpions, des Fadenwurms und anderer Thiere hervor bringt, endemisch nennen können? Welch eine ganz eigne hierher gehörige Krankheit ist nicht die Seekrankheit, an der das Schwanken des Schiffes einen großen Antheil haben mag, und das Heimweh (Nostalgie), das die Schwindsucht und den Tod herbeyführen kann. Aber die endemische Krankheit kann auch epidemisch werden; sie kann den Charakter einer ansteckenden annehmen, und von einer Gegend in die andre wandern. Nicht zu gedenken der Influenza, des Russischen Katharrs und der Grippe, die sich erst in neuern Zeiten einen Nahmen gemacht haben; wer schauert nicht, wenn er an die trau-

rigen Reisen gedenkt, die die furchtbarsten Krankheiten, die erst bloß endemisch waren, um die Welt gemacht haben; wenn er denkt, daß die Pest, die in Afrika ihren Anfang nahm, sich von da über ganz Europa verbreitete; daß die Blattern im Jahre 548 in Arabien zuerst erschienen, dann durch Mahomeds Feldzüge und durch die Kreuzzüge sich immer weiter verbreiteten, im Jahr 1517 nach Amerika, und erst 1768 nach Kamtschatka kamen, und wie ein Würgengel die ganze Welt durchzogen; uud daß nun auch das gelbe Fieber zum ersten Mahle über das Meer gekommen ist? Und wem muß hier nicht der immer noch nicht ganz entdeckte Ursprung jenes allerfürchterlichsten Übels beyfallen, das selbst die Knochen zerstört, und nachdrücklicher als irgend etwas die innige Verbindung der Sittlichkeit mit der Gesundheit prediget? Welchen starken Einfluß haben aber nicht tausend kleine, oft unbemerkte Umstände auf Krankheiten und ihre Entstehung! Wie viel tragen nicht Alter, Jahrszeit, Lebensweise, Gewerbe, ja selbst das Zeitalter und die herrschenden Sitten, zu den verschiednen Gestalten der Krankheiten bey, und haben sogar ihre ihnen eigenthümlichen! Gab es doch im Alterthume Krankheiten, von denen wir nichts

wissen, dagegen wir in unsern Tagen Krankheiten unterworfen sind, die den Alten unbekannt wären?

Bey weitem der größte Theil jenes furchtbaren Heeres der Krankheiten, das die Lebenstage verbittert, und das Ziel derselben beschleuniget, ist Werk der Menschen, nicht nothwendige Folge der Einrichtung unsrer Natur. Ach, der gütige Schöpfer hat uns zum frohen Lebensgenusse, und nicht zu marterndem Siechthume geschaffen, und von den meisten Übeln liegt die Quelle im Menschen selbst, im Mißbrauche seiner Freyheit, im Nichtgebrauche seines Verstandes, in dem ihm die Gottheit eine so herrliche Schutzwehr gegen die Feinde seiner Gesundheit gab. Ihrer ist Legion, und nicht ohne Wehmuth denkt der Menschenfreund an die furchtbare Vermehrung derselben in unsern Zeiten. Denn so groß der Segen der Cultur, der Verfeinerung, des erhöhten gesellschaftlichen Lebensgenusses unläugbar ist, so fordern sie doch zahllose Opfer, weil es so schwer ist, ihre Gränzen nicht zu überschreiten; und so gerührt und dankbar wir auch die Verdienste unsers Zeitalters in Absicht auf Menschenleben und Gesundheit erkennen, in denen so mancher Scheintodte ins Leben zurückgerufen, und viele tausend durch Jenners wohlthätige Entdeckung

gerettet worden sind: so dürfen wir doch nicht verschweigen, daß auf der andern Seite Casinos, zahlreiche Bälle, wilde, bacchantische Tänze, in leichten, dem Klima trotzenden Kleidern und schwere Sorgen, um die steigende Menge erkünstelter Bedürfnisse aufzubringen, daß sie wie eine Pest im Stillen wüthen, und jede Furcht vor Übervölkerung höchst überflüssig machen. Wie viele verderben ihre Blutmasse durch Unmäßigkeit und Schwelgerey, überladen das Blut mit überflüssigen Säften, erhitzen es durch Getränke, Gewürze, zu heftige Bewegungen u. d. m. und führen dadurch eine Menge von Krankheiten herbey! Wie viele zerstören sich selbst durch Leidenschaften, durch Zorn, Sinnlichkeit, Neid, durch Übermaß im Gram und in der Freude! Sah man doch schon ein Frauenzimmer beym Anblicke eines verhaßten Mannes in ein hitziges Fieber fallen, und ein andres epileptisch hinstürzen; so groß ist die Macht der Leidenschaften über die ganze Organisation! Welche furchtbaren Folgen hatte nicht schon oft plötzlicher Schrecken, und ist es nicht auffallend, daß die beyden Extreme von Freude und Schmerz darinn so nahe zusammen gränzen, daß beyde tödten können? Wer vermag ferner die zahlreichen Opfer der Wollust und der steigenden

Sittenlosigkeit zu zählen, die die herrlichen Blüthen der Unschuld, Kraft und Gesundheit von dem Gesichte streift, das würdevolle Gepräge, das ihm der Schöpfer gab, vertilgt, das Feuer des Auges auslöscht, die Muskelkraft lähmt, und selbst den Geist stumpf macht? Wie viele untergraben nicht ihre Gesundheit durch zu ängstliche Bewahrung derselben! Ihr sorgfältiges Warmhalten des ganzen Körpers, ihre ängstliche Vermeidung jeder stärkern Bewegung, ihre tausend Präservativ-Mittel, ihr regelmäßiges Aderlassen und Purgieren, das alles führt sie gerade zu dem, was sie vermeiden wollen. Und wie thöricht ist nicht das Betragen einer Menge Menschen in Absicht auf den Arzt und die wohlthätige Hülfe, die er leisten kann! Die Eine verwerfen ihn ganz und wollen alles der Natur überlassen, die, so gewiß sie oft Wunder thun kann, doch auch nicht selten einer Unterstützung bedarf; die Andern überschwemmen sich mit einer Fluth von Arzneymitteln, halten nur den Arzt für sorgfältig und thätig, der unaufhörlich neue Mittel verschreibt, und würdigen den vortrefflichsten Rath in Absicht ihrer Lebensordnung, der oft weit mehr werth für sie ist, als eine ganze Apotheke voll Heilmitteln, keiner Aufmerksamkeit, wenn sie hingegen das, was

ein mahl geschrieben ist, so pünctlich befolgen, als hinge davon ganz allein ihre Rettung ab. Die Einen bestürmen bey jeder kleinen Unpäßlichkeit ihren Körper mit Arzneymitteln, indeß andre, ehe sie Rath und Hülfe suchen, es so weit kommen lassen, bis sie völlig unheilbar sind. Die Einen lassen den Arzt zu rechter Zeit rufen, aber sie hintergehen ihn, schütten aus kindischem Ekel die Arzney weg, und erlauben sich heimlich von allem, was er verordnet, das Gegentheil, und die Andern glauben mit erzwungnem Schweiße, eingenöthigtem Essen, maulwurfartigem Eingraben in ein sie umlagerndes Bett und Verhüthung gesunder, reiner Luft in ihrem Zimmer alles gethan zu haben. Und welche rohen, unwissenden Menschen geben sich nicht mit der Behandlung der Heilung des zusammengesetztesten Kunstwerks, des menschlichen Körpers, ab, und finden den Schutz einer gegen Menschenleben gleichgiltigen Polizey, finden Zutrauen und Anhang. Schäfer, Scharfrichter, Abdecker, Jäger, und andre Menschen, die kein ordentliches Handwerk haben, treiben die Heilung menschlicher Krankheiten und Gebrechen als einen Nebenverdienst. Leicht läßt sichs erklären, wie sie oft zu einem so großen Rufe gelangen. Denn theils ge-

ben sie blindlings gewisse Mittel, die zwar schnell helfen, aber in ihren Folgen, um die sie sich nicht bekümmern, bedenklich sind, weil sie mit der Zeit ein größeres Übel herbey führen, wie die berühmten Tropfen gegen das kalte Fieber, die zwar dasselbe wirklich heilen, aber eine tödtliche Auszehrung verursachen können; theils rettet die Natur selbst eine Menge von Kranken, was man dann auf Rechnung des Charlatans setzt; und theils verschweigt man sorgfältig das, was ihm mißlingt, weil er ohnehin sein mörderisches Gewerbe nur im Stillen treibt, und zu dem Schmerz getäuschter Hoffnung und verschwendeter Thaler sich nun auch die verdienten Vorwürfe, einen so elenden Menschen zu Rath gezogen zu haben, gesellen würden.

Nicht ohne Mitleiden kann man die betrachten, die sich und ihr Leben mit so blindem Glauben unwissenden Menschen anvertrauen. Bey den Tchactas, im Lande der Creeks, wird der Kranke, den der Arzt und Priester für unheilbar hält, und das ist er dort, sobald er nicht mehr bezahlen kann, erdrosselt, um seine Leiden zu enden. Im Jahre 1782 sah ein kranker Wilder dieses Schicksal voraus, schleppte sich heimlich in einen Wald, lebte dort von Waldratzen, und flüchtete sich endlich zu

einem Haupte der Creeks, wo er wie ein Skelet ankam. Acht Monathe nach seinem Verschwinden kehrte er zu den Seinigen zurück, die gerade seine Leichen-Ceremonien hielten, als ob er gestorben wäre. Man hielt ihn für ein Gespenst; so fest glaubte man der Versicherung des Priesters, er habe sterben müssen. Warum hast du, rief man ihm zu, den Aufenthalt der Seelen verlassen? Kehre zurück und erneuere ihnen nicht die Schmerzen der Trennung. Erst spät, nachdem er wieder zu seinen Beschützern zurückgekehrt war, wo er zuweilen seine Verwandte sah, gelang es ihm, sie zu überzeugen. Und nun wurde der betrügerische Arzt getödtet.

Nichts ist schwerer, als das Heer der Krankheiten nach ihren Ursachen in gewisse Classen zu bringen, da oft mehrere zusammen wirken. Oft steht der denkende, prüfende Arzt, wenn die Symptome sich durchkreuzen, wenn eine plötzlich überraschende Erscheinung eine Reihe von Folgen aus seinen vorigen Beobachtungen niederschlägt, und, indem er auf einer Seite einem Feinde begegnen will, das desto wirksamere Vordringen eines andern besorgen muß, oft steht er in der größten Verlegenheit vor dem Kranken. Begleiten nicht oft die Krankheiten unsers Körpers schlechterdings unerklärliche Umstände?

Werdennicht zuweilen die Seelenkräfte in dem Grade exaltiert, als der Körper schwächer und kränker wird. Mancher sonst sehr eingeschränkte schien in Krankheiten verständiger geworden zu seyn. Huart hörte einen Landmann in einer Krankheit mit Demosthenischem Feuer über die Seligkeit und über die Sorge für seine Kinder sprechen, und schon Cicero sagt von gewissen Kranken, sie hätten etwas Höheres, Göttliches in ihren Seelenkräften. Daß einer im Fieber Dichter geworden und in Versen gesprochen, ja sogar neue, kühne Gedanken geäußert habe, das wollen wir gern glauben; wenn aber nach Cardanus, ein Italiäner, während seiner Krankheit, deutsch, nach Fabricius, ein Mädchen lateinisch und griechisch, und nach Guy ein Bedienter Heinrich IV. griechisch gesprochen haben sollen, ohne je etwas von dieser Sprache erlernt zu haben; so wird uns wohl erlaubt seyn, dieß zu bezweifeln, so wenig wir manche wunderbaren Erscheinungen in Krankheiten überhaupt läugnen wollen. O, wie oft zeigt die Natur dem Beobachter Wunder, bey denen sein Verstand stille steht; wie oft überrascht den Arzt eine völlig entgegen gesetzte Wirkung seiner Heilmittel, ein unerklärliches Symtom! Kann wohl eine Krankheit wunderbarer seyn, als

die des Schwedischen Bauers Olof Olofsson. Ihn überfiel im Jahre 1771 ein Fieber, das mit Schmerzen und Hitze anfing, und mit dem Verluste aller seiner Sinnen begleitet war. Eilf Jahre lag er ohne sich zu rühren auf dem Rücken mit ausgestreckten Beinen, die Hände über der Brust zusammen gelegt, die Augen meistens geschlossen. Etwas Milch und Brantewein, die ihm eingegossen wurden, auch etwas Tobak, war alles, was er genoß. Nie forderte er Essen. Kein Kennzeichen von Verstand war an ihm wahrzunehmen. Durch Bäder und eine Bewegung schienen sich die Sinnen allmählich wieder einzufinden; allein weder Verstand noch Sprache. Auf einmahl, den 8ten August 1782 fuhr ihm eine Erschütterung durch den Kopf; er fing an zu zittern, und plötzlich war er im vollen Besitze aller seiner Geistes- und Körperkräfte. „Herr Gott, rief er aus, wie wun„derlich ist das! Wo bin ich gewesen?" Am Schlafe, am Nasenloch und mitten auf dem Kinne öffnete sich nun von selbst eine Ader, woraus, so wie auch aus den Ohren, etwas Blut floß. Alle um ihn her waren zu seinem Erstaunen älter geworden. Er kannte aber nur die, die ihm vor seiner Krankheit bekannt gewesen waren, und sein

Gedächtniß war ihm völlig treu geblieben. Von allem aber, was während seiner Krankheit vorgegangen, wußte er durchaus nichts; er war gleichsam nicht in der Welt gewesen. Und eben diese und ähnliche mit tausendfacher Mannigfaltigkeit und Regellosigkeit sich zeigenden Erscheinungen sollten uns das mühevolle Geschäft des Arztes ehrwürdig machen, wir sollten es ihm durch Aufrichtigkeit erleichtern, durch Achtung und Dankbarkeit versüßen. Wir sollten von der nichtswürdigen und handwerksmäßigen Behandlung dieses wichtigen Staatsbürgers zurückkommen, und nicht durch einfältige Selbsthülfe, durch Starrsinn und kindischen Ekel ihm seinen sauren Beruf noch mehr erschweren.

So gewiß aber Krankheiten und körperliche Leiden großen Theils durch Menschen veranlaßt, und nicht von einer höhern Hand willkührlich als Strafengel ausgesendet werden, so theure Bande sie zerreißen, so herrliche Geschenke der Vorsehung sie ungenießbar machen, so viele tausend Seufzer sie in bangen, schlaflosen Nächten erpressen; so haben sie doch auch ihre gute Seite, und die Vorsicht wußte auch sie, so wie alles, uns wohlthätig zu machen. Würden wohl die Menschen in der Naturgeschichte, zumahl in der Botanik und in der

Chemie, so viel geleistet, würden sie den Ekel, den ein Leichnam einflößt, so muthig überwunden, und die herrlichsten Entdeckungen in ihm gemacht haben, hätte nicht der Wunsch, die Quelle und den Sitz mancher Übel, so wie kräftige Hülfsmittel gegen sie zu entdecken, ihnen Beharrlichkeit und Eifer eingeflößt? Welche Lehren der Weisheit und Mäßigung geben uns nicht Krankheiten! Welch ein Band der Liebe und der Freundschaft werden sie nicht! Zu welchen Diensten und Aufopferungen, zu welchen Beweisen der Standhaftigkeit und der Herrschaft über uns selbst geben sie nicht Veranlassung! Wie edel, wie groß erscheint nicht der Mensch, der am Krankenlager seines Mitmenschen treu aushält, alle Ausbrüche der Ungeduld und des Übelbefindens mit schweigender Sanftmuth erträgt, sich oft in nächtlicher Stille über ihn hinbeugt, ob vielleicht ein Stündchen Schlummer den Leidenden erquicke, und der seiner eignen Gesundheit aus treuer Sorge für die Pflege eines andern vergißt! Wie oft sind Krankheiten weiter nichts, als eine wohlthätige Anstrengung der Natur, das Schädliche aus dem Körper zu schaffen! Nennt man nicht in ihnen die Natur mit Verehrung, und wie viel überläßt ihr nicht der denkende Arzt? Denn

was ist hier Natur anders, als jenes Streben der Lebenskraft, das Nachtheilige zu entfernen und wegzustoßen? Gewähren nicht viele Krankheiten das interessante Schauspiel eines Kampfes zwischen zwey Kräften, deren Eine erhalten, die Andre zerstören will? Kann man in Krisen ohne Rührung das Entgegenstemmen der Einen und den Widerstand der Andern betrachten? Werden nicht Fieber und Eiterung zuweilen die Erhalter des Menschenlebens? und kann es wohl entzückendere Gefühle geben, als die sind, die der Genesende empfindet, wenn er, wie neugeboren, in den Tempel der Natur, von dem er schon im Stillen Abschied genommen hatte, wieder zurückkehrt, und an allem, was ihm zuvor durch Gewohnheit alltäglich geworden war, neue, nie zuvor bemerkte Reitze findet. O, wie segnet er nun alles, was er zuvor ausgestanden hat! Wie erfreulich ist ihm das, was ihn zuvor niederbeugte! Wie findet er nicht, daß auch Krankheiten Wohlthaten werden können! Dieß könnte vielleicht am unerklärlichsten in Absicht der Gifte seyn, die der Schöpfer in die Natur gelegt hat, und deren wir hier, da von dem, was unsere Gesundheit zerstören, unser Leben in Gefahr bringen kann, die Rede ist, nicht übergehen dürfen.

Gifte sind theils gewissen Körpern eigen, theils können sie sich in lebenden Geschöpfen erzeugen, und sich andern lebenden mittheilen. Nicht immer muß dieses durch den Mund geschehen, sondern der ganze Körper und alle Theile, wo Nerven und einsaugende Gefäße verbreitet sind, sind der Ansteckung fähig. Sie können zum Theil fürchterliche Wirkungen hervorbringen, und die ganze Maschine auf einmahl zerrütten. Ihre Kenntniß ist von großer Wichtigkeit. Unter den mineralischen Giften wirkt am allerfurchtbarsten das Arsenik, das, in einer kleinen Dosis von 5—6 Gran, hinreichend ist, unter den entsetzlichsten Schmerzen zu tödten. Wie viele Menschen sind nicht schon aus Unbesonnenheit ein Opfer desselben geworden, indem sie Ratzen und Mäuse damit vertilgen wollten! Wie manche schleichende, unerklärliche Krankheit ist Folge einer Bleyvergiftung, die sich durch schlecht glasirte, oder auch verzinnte Geschirre, durch Schminke, worin Bleykalk enthalten ist, oder auch in frisch mit Bleyweiß gemalten Zimmern mitgetheilt hat. Auch Kupfer, Queckſilber, Spiesglas können als Gifte betrachtet werden. Jedes Jahr macht uns in öffentlichen Blättern mit Opfern der Tollkirsche, des Schierlings, giftiger Schwämme u. d. m. bekannt, und

es sollte dieß ein Theil des Schulunterrichts seyn, da besonders junge Leute sich durch Unwissenheit und Vorwitz mit einem Pflanzengifte sehr leicht den Tod hohlen können. Etwas übertrieben scheinen die Beschreibungen zu seyn, die man von der furchtbaren Wirksamkeit des Gifts des Buhon Upas und des Giftbaums der Antillen, dessen Schatten selbst tödtlich seyn soll, macht. Deßwegen begehren wir die Stärke ihres Giftes nicht zu läugnen. Daß die schon vor langer Zeit damit vergifteten Pfeile diese verderbliche Kraft behalten, zeugt stark genug dafür. Nun möchte man fragen, wer sammelt das Gift, wenn der Schatten des Baumes tödten kann? Aber auch in lebenden, thierischen Körpern erzeugen sich zuweilen Gifte, die sich durch Ansteckung mittheilen, sich in andern lebenden Geschöpfen, deren Körper dazu disponirt, dafür empfänglich ist, gleichsam selbst hervorbringen, und dann die nähmlichen zerstörenden Folgen haben, die sie bey dem ersten, in dem sie sich erzeugten, hatten. Das Menschengeschlecht, wie die Thiergeschlechter haben ihre eignen Gifte, die sie einander nicht mittheilen können, und so wenig der Mensch von dem Hornviehseuchengift für seine Gesundheit zu fürchten hat, eben so wenig kann er dem Hornvieh sein

Pockengift mittheilen. Worinn aber das Gift, das Miasma, bestehe, das wird noch lange ein unauflösliches Räthsel seyn. Die unendlich schnelle Vermehrung ließ einige auf etwas Lebendiges schließen. Sie nahmen bald Insecten, bald Infusions-Thierchen an, die unter gewissen begünstigenden Umständen sich wunderähnlich entwickelten, und so lange diese nicht einträten, todtähnlich, wie die Eyer des Seidenwurms, wie das Getreidekorn Jahre lang liegen könnten. So, glaubten sie, ließe sich es erklären, wie der Ballen Tuch, der im Jahre 1720 die Pest nach Toulon brachte, vielleicht schon ein Jahr vorher an einem angesteckten Orte gepackt worden seyn konnte. Doch wer will darüber entscheiden? Unter den im thierischen Körper sich erzeugenden Giften ist das venerische am fürchterlichsten, und darum um desto schrecklicher, je stiller und schleichender es wirkt, je gewisser die Vergiftung schon vollendet seyn kann, ehe man es noch ahnet, und je gleichgiltiger und leichtsinniger die Menschen an diesem Abgrunde taumeln. Ach, sie belegen die schrecklichen Krankheiten, die es erzeugt, mit Nahmen, die den gerechten Abscheu dafür mildern, und senden diesen Würgengel in die Hütten der Unschuld. Kein Gift bringt, wenn

es in seiner vollen Wirksamkeit ist, so gräßliche Folgen hervor; es bedeckt den Körper mit scheußlichen Geschwüren, zernagt die Knochen, macht, daß am lebenden Körper ganze Theile sterben, raubt Wohlgestalt und Sprache. Als wandelnde Leichen gehen die Unglücklichen, denen das Laster seinen Stempel so sichtbar aufgedrückt hat, herum. Innerer Schmerz, Kraftlosigkeit, Gewissensbisse foltern sie unaufhörlich, bis das Grab ihre Schande und ihr Elend bedeckt. Aber fast noch trauriger als dieses ist die Erfahrung, daß von diesem schrecklichen Gifte zuweilen Unschuldige ohne irgend einen Fehltritt angesteckt werden, und daß man nicht vorsichtig genug dagegen seyn kann. Andre thierische Gifte, die sich theils durch Berührung mittheilen, theils in der Atmosphäre zersetzen, und in der Nähe des Kranken gefährlich werden können, sind das Pockengift (*), Maserngift, Krätzgift,

(*) Eine der sonderbarsten Pockenansteckungen war wohl die, die sich 1752 zu Chelwood, in Sommersethire ereignete. An einer Stelle auf dem Kirchhofe, wo seit dreyßig Jahren Niemand begraben worden war, machte der Todtengräber in Gegenwart vieler Menschen ein Grab. Zu-

Faulfiebergift, Wuthgift der Hunde, Peſt- und gelbes Fiebergift, wozu noch einige andre Gifte, die nur unter gewiſſen Umſtänden wirken, zu rechnen ſind, als Scorbut, Krebs, Ruhr, Scharlachfieber u. d. m. Von den Wirkungen des Wuthgiftes der Hunde, den fürchterlichen Conſulſionen, der Waſſerſcheue, dem martervollen Tode und all dem Gräßlichen, was es veranlaßt, ſind eine Menge Schriften voll. Aber daß ſogar ſelbſt die Luft Gift werden, und bald ſchleichend, bald ſchnell tödten könne, lehrt die Erfahrung. Ihr können ſich nicht nur jene Gifte zum Theil mittheilen, wie wir ſchon wiſſen, ſondern es kann auch das Zuſammenſeyn vieler lebenden Geſchöpfe in einem beſchränkten

---

fällig durchſtieß er mit ſeiner Schaufel einen ſtarken, eichenen Sarg, der vor dreyßig Jahren in dieſem Grabe beygeſetzt worden war. Plötzlich verbreitete ſich ein unerträglicher Geruch, und in wenigen Tagen lagen vierzehn Perſonen von denen, die um das Grab geſtanden hatten, an den Blattern darnieder. Ja, ſie griffen ſchnell, aber doch gutartig in der ganzen Gegend um ſich. Dieſe hinlänglich beurkundete Geſchichte beweiſet denn doch die Schwierigkeiten einer gänzlichen Ausrottung dieſes Giftes.

Raume die Lebensluft aufzehren, und nur den zerstörenden Theil der atmosphärischen, und zum Athmen untaugliche Stoffe zurücklassen. Wir haben schon von dem unglücklichen Schicksale der Engländer in der schwarzen Höhle zu Calcutta geredet, da wir der Luft, als eines Schutzgeistes des Lebens, gedachten. Wo viele Lichter zugleich brennen, und eine Menge Menschen zusammen gedrängt sind, z. B. in Schauspielhäusern und Redouten-Sälen, geht eine solche Luftvergiftung vor sich, die, wenn auch nicht tödtlich, doch schädlich ist. Das Trüberwerden der Lichter beweiset, daß der Stoff zu mangeln anfange, dessen das Leben wie das Feuer aus der Luft zu ihrer Erhaltung unaufhörlich bedürfen. Glühende Kohlen, Pflanzen und Gewächse, zumahl stark riechende Blumen in einer geschloßnen Kammer, Ausdünstung faulender Körper bringen eben diese Wirkungen hervor. Bösartige, tödtende Fieber entstanden einst plötzlich an einer Küste. Ein von der See ausgeworfner, faulender Wallfisch war die Ursache derselben.

Vielleicht schauert Mancher bey dem Gedanken an die Gifte, die den Menschen umgeben, und er kann nicht begreifen, wie der Schöpfer sein erhabenstes Werk auf der Erde solchen Gefahren Preis

geben konnte. Warnt er doch Thiere durch wohlthätige, untrügliche Instincte, und den Menschen ließ er ohne einen sichern Führer. — Wie? der Mensch wäre ohne Führer? Hat er nicht Verstand und Erfahrung? Fehlt es ihm etwa an Gelegenheiten, die Gifte in der Natur zu kennen, und die Gefahren der Ansteckung vermeiden zu lernen? Kann er nicht die schrecklichsten Gifte aus der Natur zum Theil verbannen, so, daß unter den gesittetern Nationen die Pest und der Aussatz als ausgerottet anzusehen ist? Hat nicht Jenners Entdeckung gelehrt, welche Kräfte die Natur, oft lange unbemerkt, enthalte, um ein Übel, daß sonst pestartig wüthete, in die leichteste, gefahrloseste Unpäßlichkeit, und auch daß oft kaum, umzuschaffen? Hat nicht das Wuthgift des tollen Hundes das Eigne, für uns Wohlthätige, daß es eine Zeitlang an der Stelle, wo der Biß geschah, liegen bleibt, ehe es sich dem Körper mittheilt, so, daß man durch Auswaschen der Wunde mit Salzwasser, durch Schröpfen, Einschneiden und Aussaugen, bis kein Blut mehr heraus kommt, und endliches Ausbrennen derselben, worauf die Eiterung sieben bis acht Wochen erhalten werden muß, in gar vielen Fällen schon die unglücklichen Folgen verhüthete? Auch thut hierbey

der innerliche Gebrauch eines Giftes, der Belladona, vortreffliche Dienste. Und vor wie vielen Ansteckungen kann sich der Mensch durch Reinlichkeit, öftern Genuß freyer, reiner Luft, körperliche Bewegung, frohen, heitern Muth, der, indem er die Ausdünstung und den Trieb der Säfte nach außen erhält, die Aufnahme der Gift-Materie hindert, Vermeidung der nähern Verhältnisse mit Angesteckten u. d. m. bewahren! Es ist ein tröstender Gedanke, daß Weisheit, Ruhe, Mäßigung, als wohlthätige Schutzgeister, an tausend Gefahren, die uns mit Zerstörung bedrohen, glücklich vorüberführen können! Aber freylich vermögen sie das nicht immer. Es kommt eine Zeit, wo keine Weisheit mehr schützt, wo die Natur selbst, nach ihren unveränderlichen Gesetzen, den Tribut menschlicher Hinfälligkeit fordert, wo die herrliche Maschine ihrer Einrichtung nach baufällig werden muß, und endlich zusammenstürzt, indem die Veränderung in den festen und flüssigen Theilen des Körpers, auch ohne eine eigentliche Krankheit, ein längeres Leben unmöglich macht.

Eilfter Abschnitt.

Inhalt.

Allmähliche Abnahme des menschlichen Körpers. Ursache derselben. Überhandnehmen der erdigen Theile. Eigne Gesichtsbildung des hohen, zahnlosen Alters. Stockung der Flüssigkeiten. Abnahme der Seelenkräfte. Liebenswürdiges Greisenalter. Gewisse Körpervorzüge des hohen Alters. Schröters Greisen-Tabelle. Künstliches Alter. Merkwürdige Verjüngung im Alter.

Kaum hat der menschliche Körper sein vollkommnes Wachsthum erreicht, und ist eine Zeitlang im Zustande der Reife geblieben, so finden sich schon Spuren einer allmählichen Abnahme, oder des Alters, ein. Zwar sind diese im Anfange höchst unmerklich und nur langsam fortschreitend. Er scheint bis zum vierzigsten oder fünfzigsten Jahre einen Stillstand zu machen. Aber der Mensch wird in diesen Jahren gewisser kleiner Vorbothen und Zeichen angehender Abnahme bloß nicht gewahr, und noch ist diese nicht mit unangenehmen Gefühlen, nicht mit Schwäche verbunden, so, daß man allerdings eine Periode der Reife annehmen kann, die so lange dauert, als die des Wachsthums und der Entwicklung gewährt hatte. Dann aber

finden sich die Spuren schon merklicher ein, und werden nur dadurch bey einigen etwas weniger sichtbar, daß die Ansammlung des Fettes, welches aus dem Überschusse der Nahrung über das, was zum täglichen Ersatz des Abgenützten gehört, entstehet, sie etwas versteckt. Doch nimmt dann schon die Muskelkraft ab; das Auge wird flächer, es entstehen hier und da Runzeln und die Zahl der grauen Haare vermehrt sich, wenn dieß nicht so schon die herrschende Farbe derselben ist, was bey einigen in den schönsten und blühendsten Jahren ihres Lebens geschehen kann.

Eine immer allgemeiner werdende Verhärtung des Zellgewebes scheint die hauptsächlichste Ursache der Abnahme des Körpers im Alter zu seyn, und da dieses die Grundlage aller festen Theile unsers Körpers ist; so erfahren auch diese alle dadurch eine merkliche Veränderung. Alles wird fester, selbst das Haar und die Fasern, aber auf Kosten der flüssigen Theile, zum großen Nachtheil des ganzen Baues. Die erdigen Theile häufen sich unverhältnißmäßig an, und es ist fast keiner der weichern Theile im Menschenkörper, den man nicht schon in den Leichnamen von Greisen verknöchert gefunden hätte; bey dem Einen die große Schlagader, bey dem An-

dern eine Drüse, und wieder bey Andern andre Theile. Da aber bey Frauenzimmern alle diese Theile weicher sind, als bey den Männern, so gehört bey ihnen mehr Zeit dazu, bis die Dichtheit, die den Tod veranlaßt, überhand nimmt, und es läßt sich daraus erklären, warum sie überhaupt genommen, wenn sie einmahl ein gewisses Alter erreicht haben, länger leben, als die Männer. Bey dem Anwachs der erdigen Theile werden die Zwischenräume, die Höhlungen des Zellgewebes selbst, und die Gefäße immer enger; alles wird härter, spröder. Die im jugendlichen Alter so zarte, geschmeidige Haut bekommt eine gewisse Härte und Runzeln, und erschwert, indem sie sich zusammen zieht und straffer wird, das Athemhohlen. Die Entstehung der Runzeln ist sehr begreiflich. Denn da der alternde Körper an Umfang abnimmt, die Haut aber die Elasticität und Spannkraft nicht mehr hat, sich wieder in den vorigen Zustand zu versetzen, sich zusammen zu ziehen, und den unter ihr liegenden Theilen anzuschmiegen, so müssen Falten zurückbleiben. Dann gleichen die Drüsen ausgetrockneten Schläuchen, so saftvoll sie auch im Jugendalter waren; sehnenartig werden die Muskeln, steifer die Sehnen, knöcherner die Knorpel, und dicker in Absicht auf den Um-

fang die Adern und Gefäße, deren Häute zunehmen, dadurch aber den Rinnsal verengen. Der Widerstand für die darinn umlaufenden Lebenssäfte wird immer größer, und da zu gleicher Zeit auch die Kraft und Thätigkeit des Triebwerks, das Herz und seine Reitzbarkeit, schwächer wird, so wird auch der Umlauf aufgehalten und immer träger. Denn welch ein Abstand ist nicht zwischen der Thätigkeit des Herzens im Kinde und im alternden Greise! Ist sie doch bey diesem bis zur Hälfte herab gesunken. Die wohlthätige, allenthalben gleichförmig verbreitete Wärme vermindert sich, und ein beständiges Frösteln, das zu den schönen Bildern, deren man sich vom Alter bedient, das zum Schnee der Haare, die das Haupt bedecken, und zum Winter des Lebens so schön paßt, findet sich ein. Alles, alles nimmt nun merklich ab, mit Ausnahme der zusammenziehenden Kraft gewisser Theile; die Leidenschaften werden kälter, die Lebhaftigkeit der Empfindungen und Bewegungen läßt nach, und da die Kraft mangelt, die Flüssigkeiten bis in die feinsten Gefäße zu treiben, so müssen allmählich einige sonst mit Flüssigkeiten erfüllten Theile vertrocknen, und der Körper muß in sich selbst zusammen schrumpfen. Jetzt krümmt sich der Rücken; indem die ge-

hemmte Ernährung auch das Nerven- und Muskel-System schwächer macht, so müssen die Sinnenwerkzeuge anfangen, ihre Dienste zu versagen, und die Finger steifer werden. Die ganze Gestalt verändert sich: die Zähne fallen aus, die Zahnzellen schließen sich; und da bey dem zahnlosen Alter der ganze Zellenrand verschwindet, so vermindert sich die Höhe der Kiefer, und die untere Hälfte des Gesichts verkürzt sich fast wie im kindischen Alter; die Winkel, womit beyde Kiefer aufeinander schließen, sind nun anders als zuvor, das Unterkinn wird vorgeschoben, die Lippen treten zurück, und es entsteht die eigne, auffallende Bildung des höhern, zahnlosen, reifern Alters. Wie unvollkommen die Ernährung der schwindenden Knochen im hohen Alter sey, kann man aus der außerordentlichen Dünne der Scheitelknochen bey uralten Menschen sehen. Sie sind zuweilen fast so dünne, wie Papier, und wegen des Überflusses an erdigen Theilen und Abnahme des Leimstoffes spröde und brüchig. Denn es verdicken sich die eyweißartigen Feuchtigkeiten, die sich in die Netze des überall verbreiteten Zellgewebes ergießen und es geschmeidig erhalten, ja, diese Masse stockt wohl hier und da ganz, und erlangt eine Festigkeit wie Knorpel, oder Knochen.

Es entstehen gelbliche Flecken an mehrern innern Theilen, und diese Verhärtungen sind ein Grund mehr, den Umlauf der Flüssigkeiten zu erschweren. Ja diese selbst müssen immer weniger werden, indem, wie schon gedacht worden, die Kraft, die zur Bereitung des Nahrungssaftes, und zur Verbreitung desselben im ganzen Körper nöthig ist, abnimmt, die Absonderungen langsamer vor sich gehen. Die Säfte, wodurch die durchsichtigen Theile des Körpers gelb, was die herrschende Farbe ist, gefärbt werden, bekommen eine gewisse Schärfe, und weil alles länger im Körper verweilt, so kann auch von den schädlichen und scharfen Theilen mehr eingesogen werden.

Selbst in Absicht auf gewisse Seelenkräfte merkt man bey dem Alter eine ziemliche Abnahme, wenn auch gleich hier und da ein glückliches Beyspiel vom Gegentheil gefunden wird. Das Gedächtniß weicht, die sonst blendenden Farben der Fantasie werden bleicher, die Erfindungskraft ist ganz dahin. Denn nur wenigen Sterblichen wird das Alter eines Wielands, eines Wolfs zu Theil, die noch in höhern Lebensjahren mit Jugendkraft schufen, indeß der alternde Newton weinen mußte, daß er seine eignen Rechnungen, die sonst sein Zeitvertreib waren, nicht

mehr verstund, und Kant nur noch physisch lebte. Gar oft gewährt das hohe Alter einen wahrhaft traurigen Anblick. Wenn der sonst kraftvolle Körper sich selbst nicht mehr zu tragen vermag, und wie ein Kind gepflegt werden muß, die Zähne alle dahin sind, und der Greis nur noch etwas flüssige Nahrung zu sich nehmen kann; wenn seine Hände zittern, seine Zunge stammelt, das Licht seiner Augen erlischt, und der Zuruf der Freundschaft und kindlicher Liebe von ihm nur schwer vernommen wird; wenn Furchtsamkeit, Verdacht, Launen und Ungeduld den Umgang mit ihm erschweren — o, wie sehr ist er dann zu beklagen! Doch gar oft erscheint auch das höhere Alter in einer ehr- und liebenswürdigern Gestalt. Es gibt Greise, die durch die Reife ihres Verstandes, durch ihren Reichthum an Erfahrungen, durch ihre ruhige Ansicht der Dinge die Verehrung aller gebildeten Menschen verdienen. Haben sie vollends noch die große Gabe, sich mit der Jugend zu freuen und in den frohern Ausbrüchen, in den laut werdenden Vergnügungen des Jugendalters, staat einer Veranlassung zum Unmuth über ihre jetzige Schwäche, vielmehr eine Quelle süßer Rückerinnerungen zu finden, und vergessen sie nie, daß auch sie einst jung waren; so

sind sie selbst für die Jugend ein Gegenstand der herzlichsten Liebe, und glücklich ist der Sohn, der sich eines solchen alten Vaters zu erfreuen hat! Dem Verfasser dieser Unterhaltungen ward dieses Glück von der Vorsehung beschieden, und er bittet seine Leser um Vergebung, wenn er hier der Versuchung nicht widerstehen konnte, seinen ehrwürdigen Vater, der in seinem 82sten Jahre ohne Augenglas diese Blätter lesen wird, mit diesem Tribut kindlicher Verehrung und Liebe zu überraschen. Nur Dankgefühl und Freude konnte ihn zu der kleinen Unbescheidenheit verleiten, hier etwas aus seinen Privat-Verhältnissen zu erwähnen, die eigentlich freylich nicht für das Publicum gehören (*).

Ein so schönes, ehrwürdiges Alter ist gemei-

(*) So schrieb der Verfasser gegen das Ende des 1804ten Jahres. Aber, ehe sein Manuscript in die Druckerey ging, vollendete der Ehrengreis seine rühmliche Laufbahn, beweint von sechs Söhnen, geachtet von seinen Mitbürgern — So wehe die getäuschte Hoffnung, ihm dadurch eine Freude zu machen, thut, so wagt es die Hand des Sohnes doch nicht, die obige Stelle zu tilgen. Sie bleibe ein Denkmahl kindlicher Liebe, und noch einmahl — Leser — vergibt ihrem Ausbruche.

niglich die glückliche Folge eines weisen, geordneten Lebens, da hingegen ausschweifende Menschen, wenn auch die Fülle ihrer Lebenskraft nicht früher erschöpft würde, und auch sie zuweilen ins Greisenalter treten, sich elend fühlen müssen. Denn nicht nur daß dann gewisse eigne körperliche Übel sich zu den Schwachheiten des Alters gesellen, so beklagen sie unaufhörlich die Vergnügungen, die ihre stumpfen Werkzeuge nicht mehr genießen können, blicken neidisch auf die frohe Jugend, vergargen ihr die schuldlosesten Freuden, und sinken mit Verachtung beladen ins Grab.

So viele körperlichen Beschwerden aber auch das Alter überhaupt hat, so, daß man es eine Krankheit zu nennen kein Bedenken trug; so kann man ihm doch selbst in Absicht auf den Körper gewisse Vorzüge nicht absprechen, und zuweilen wird, wie widersprechend es auch klingen möchte, das Alter selbst ein Verlängerungsmittel des Lebens. Zwar hat sich in ihm die Lebenskraft vermindert, aber durch die Langsamkeit aller Verrichtungen, durch die nachlassende Thätigkeit und Lebhaftigkeit, durch die Schwächung der äußern und innern Reitze, durch die Ruhe, welche die Erfahrung und kälteres Blut gibt, wird auch die Verzehrung der Lebenskraft aufge-

halten, und ein ganz geringer Vorrath derselben hält weit länger, als in frühern Jahren aus, weil er haushälterischer gebraucht wird. Durch diese Gleichförmigkeit und Ruhe in der innern Ökonomie wird der alte Körper selbst vor manchen Krankheiten geschützt, und man bemerkt sogar, daß Alte der Ansteckung weniger ausgesetzt sind, als Junge. Kommt noch eine dem alternden Körper angemeßne Pflege und Lebensart hinzu; wird die abnehmende Wärme der innern und äußern Theile durch schickliche Mittel, durch wärmere Zimmer und Kleider, durch laue Bäder ersetzt, das Ernährungsgeschäft aber durch leicht verdauliche, kräftige Nahrung und alten Wein, dieser Milch des Alters, erleichtert; wird die mechanische Ordnung des Lebens in Absicht auf Essen, Trinken, Schlafen, mäßige Bewegung und Ruhe so wenig als möglich gestört; begünstigen die äußern Umstände Sorgenfreyheit, Zufriedenheit, heitere Aussichten, und hat der Ehrengreis in der Achtung, die er genießt, in der dankbaren Verehrung der Seinigen, und im häuslichen Glücke Ursachen, sich eines verlängerten Lebens zu freuen: so ist es zum Erstaunen, wie lange das Lämpchen des Lebens, wenn auch blässer, doch ruhig fortbrennt, und sich oft, indem man glaubt,

jetzt werde es ausgehen, wieder erhohlt, bis es endlich erlischt.

Daß ein wohlgebauter fester Körper und gesunde Organe, eine gehörige Pflege in den ersten Jugendjahren, gleich entfernt von zu früher Anstrengung und von Verzärtlung, daß eine mäßige einfache, frugale Lebensweise, Sorgenfreyheit, und zumahl ein ruhiges, leidenschaftloses Gemüth viel zur Erreichung eines hohen Alters beytragen, sind Grundsätze, die sich aus der Zusammenstellung ei-einer Menge von Greisen ohne Widerspruch ergeben. Indessen gefällt es doch der Natur, hier und da besondere Ausnahmen zu machen, und zu zeigen, daß hier keine unwiderruflichen, allgemeinen Gesetze Statt finden. Die leidenschaftliche Livia wurde eben so alt, als der kalte, bedächtliche Fabius, nähmlich neunzig Jahre; der starke Branntweintrinker Bayer erreichte ein Alter von 106, und der heftige Däne Drakendorf von 147 Jahren; der mäßige Preuße Kopek, der bloß Milch und Roggenbrey genoß, wurde nur 120 Jahre alt, indeß der Breslauer, Voigt, bey vier Mahlzeiten des Tages sein Leben auf 180 Jahre gebracht haben soll; in Sorgenfreyheit und Überfluß, bey einem sehr gesunden Körper mußten viele Tausende mit

60 — 80 Jahren vom Schauplatze abtreten, da hingegen der 185jährige Petracz Czartan, aus Köffrösch, vier Meilen von Temeswar, noch wenige Tage vor seinem Tode selbst erbetteltes Brot aß. Nicht ohne Rührung und Interesse kann man eine von dem würdigen Superint. Schröter gesammelte Liste von 744 Greisen, die ihr Leben über 80 Jahre gebracht haben, in Rücksicht ihres Standes, ihres Gewerbes, ihrer Lebensart betrachten. Unter ihnen sind fünf fürstliche, eilf in hohen Staatsämtern lebende, 84 vom gelehrten und geistlichen Stande, unter denen man mit Wehmuth einen 85jährigen Candidaten, und nur 13 von den würdigen Männern bemerkt, die für unser Leben und unsre Gesundheit sorgen — wir meinen Ärzte und Wundärzte. Vom Nährstande befinden sich in ihr über 150 Personen, von denen bey weitem die größere Anzahl aus ganz gemeinen Handwerkern, Tagelöhnern und Bauern besteht, und fast 200 Witwen, unter denen wieder 150 vom gemeinen Stande sind. Unter dieser Gallerie von Greisen einen Bettler von 185 Jahren, einen Soldaten, der endlich Bothe wurde, von 121 Jahren, und einen Matrosen von 146 Jahren zu finden, erregt Verwunderung, zumahl wenn man bey dem letztern

an die Gefahren seines Berufs, die verdorbne Schiffskost und den Wechsel der Witterung denkt. So hat also eine gütige Vorsehung hohes Alter nicht an Reichthum, Überfluß und Gemächlichkeit gebunden, und es ist ein rührender, tröstender Gedanke, daß kein Gewerbe, kein Stand, keine Mühe des Lebens an und für sich selbst die Erreichung eines solchen Ziels unmöglich mache.

Alles, was wir bis jetzt über Abnahme des Körpers und Alter gesagt haben, das gilt vorzüglich vom natürlichen Alter, das sich, je nachdem Konstitution, äußerliche Lage, Lebensweise, Temperament beschaffen ist, früher oder später einfindet, einfinden muß, wenn nicht andre Zufälle in der Blüthe, oder in der Reife der Jahre, das Leben verkürzen. Es gibt aber auch ein künstliches, ein vor der Zeit herbeygeführtes Alter. Nach dem Eifer, womit viele darnach trachten, sollte man es für das höchste Gut halten, und unwidersprechlich hat die Kunst, das Alter, wie Lichtenberg sagt, zu inoculiren, in unsern Tagen große Fortschritte gemacht. In denjenigen Jahren, die nach der Einrichtung der Natur die kraftvollesten seyn sollten und könnten, nähmlich in den dreyßiger und vierziger Jahren, sieht man schon eine Menge abge-

lebter Greise mit steifen, trocknen Gliedern, grauen Haaren, zitternden Knien, abgespannter Haut, Spuren der Verknöchckerung knorpeliger Theile, und vielem andern, was sich sonst nur im höhern Alter von 70 — 90 Jahren einfindet. Das große Naturgesetz, was schnell entsteht, vergeht schnell, rechtfertigt sich auch hier in seiner ganzen Strenge. Jene erzwungne Treibhausreife, die man durch alle Mittel beschleuniget, um bald in der großen Welt aufzutreten, jene frühe Verschwendung der edelsten Kräfte, jene ungeheuren Anstrengungen im Reiten Tanzen und nächtlichem Schwärmen, in den Jahren, wo noch die Entwicklung, das Wachsthum vor sich geht, und dann noch über dieß hitzige Getränke, wilde Leidenschaften, nagende, durchgelloses Leben herbeygeführte Sorgen, oder auch unverständige Übertreibung einer abhärtenden Lebensart in kalten Bädern u. d. m. das sind die Ursachen, die die Symptome des Alters oft früher eintreten lassen, als es beym ruhigen Gange der Natur geschehen seyn würde. Zuweilen sieht man wohl auch schon Kinder mit Zügen des Altersdes Lebens Schauplatz betreten, und ihn bald wieder verlassen, nicht ohne, zwar still aber furchtbar, die anzuklagen, die ihnen mit dem Geschenke des Le-

bens zugleich schon die Beschwerden und die Hinfälligkeiten des Alters verliehen haben.

Auch in Absicht des Alters gibt es Fälle, wo die Natur ihre gewohnten Pfade ganz verläßt, und den Greis noch einmahl verjüngen zu wollen scheint. Sie beginnt dann eine neue Periode, bringt Haare und Zähne neu hervor, und läßt den, den sie schon an den Rand des Grabes geführt hatte, noch einmahl leben und blühen. Zwar scheint uns die Geschichte jenes 370jährigen Bengalers, der sich viermahl verjüngt haben soll, sammt seinen 700 Weibern mehr als verdächtig zu seyn. Doch gibt es andre merkwürdige Beyspiele von Verjüngung im Alter. Margarethe Verdür kam in ihrem 25sten Jahre in ein Kloster. Ihr Körper war kränklich, und schon im 35sten Jahre glich sie einer abgelebten, zahnlosen Person. Die Altersschwachheiten nahmen immer mehr zu, so daß man erstaunen mußte, wie sie in dem elenden Zustande es bis zum 65sten Jahre bringen konnte. Aber nun änderte sich auf einmahl alles; die Haut verlor ihre Runzeln; das Gesicht kam wieder; frische Zähne, jedoch von schwarzer Farbe, füllten den Mund, und nun lebte sie in dieser neuen Jugend noch zehn Jahre, als ein heftiges Fieber sie überfiel und nach 24

Stunden ihrem Leben ein Ende machte. In seinem hundertsten Jahre bekam ein englischer Minister in Neuchatel frische Haare, neue Zähne, verjüngte Sinnen. Man versprach ihm, jetzt würde er noch hundert Jahre leben. Allein in vierzehn Jahren darauf starb er. Und welche Jugendkraft zeigte nicht die Natur vorzüglich in Absicht der Zähne bey einem Manne, der im Jahre 1791 im Pfälzischen starb. Vier Jahre vor seinem Tode bekam dieser damahls hundert sechzehnjährige Greis acht neue Zähne, nachdem er schon lange gar keinen mehr gehabt hatte. Eine Zeit lang thaten sie ihre Dienste, dann fielen sie wieder aus, um neuen Platz zu machen, und so wechselten sie ohne Schmerzen zum öftern, so daß er in dieser Zeit wohl über 50 neue Zähne bekam. Inzwischen sind diese Beyspiele von Verjüngung nur höchst seltne Ausnahmen. Es sind dieß Blüthen, die zuweilen hier und da ein Baum auch außer der Blüthenzeit noch einmahl bekommt Sie fallen ab, und keine Verjüngung kann die Schluß-Epoche hindern, zu der Alter und Abnahme der Kräfte den Sohn des Staubes allmählich verbreiten.